

2. Beginn der neuen Frauenbewegung 1968 und Voraussetzungen für eine feministische Erinnerungskultur

Der symbolische Beginn der neuen Frauenbewegung ist die Rede der Film-Studentin Helke Sander (geb. 1937) auf der SDS-Delegiertenkonferenz am 13. September 1968 in Frankfurt a.M.¹ Helke Sander war eine der zentralen Akteurinnen der neuen Frauenbewegung. Anhand ihrer Initiativen lässt sich der Beginn der neuen Frauenbewegung aus der Studentenbewegung heraus und in ihrer Entwicklung hin zu einer autonomen feministischen Bewegung nachvollziehen. Im September 1968 prangerte Sander an, dass die Männer im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) – sich selbst als revolutionär und gesellschaftskritisch verstehend – die Unterdrückung von Frauen auch in ihren eigenen Reihen ignorierten. Sander sagte: »Wir stellen fest, daß der SDS innerhalb seiner Organisation ein Spiegelbild gesamtgesellschaftlicher Verhältnisse ist.«² Sie führte außerdem schon das Herzstück feministischer Kritik ein, indem sie die Verortung vermeintlich »privater Angelegenheiten« von Frauen und ihren Lebensbedingungen jenseits des Raums öffentlicher und politischer Relevanz angriff: »Die Trennung zwischen Privatleben und gesellschaftlichem Leben wirft die Frau immer zurück in den individuell ausgetragenen Konflikt ihrer Isolation.«³

Als die »Genossen« auf diese Problematisierung nicht eingehen wollten, nahm Sigrid Rüger, eine im SDS anerkannte Frau, ihre eigens für diesen Fall mitgebrachten Tomaten zur Hand und warf sie auf die Männer auf dem Podium. Dieser Tomatenwurf war eine

-
- 1 Darstellungen zu dieser Auftaktphase der neuen Frauenbewegung: Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 48–50; Schulz: Der lange Atem der Provokation, S. 79–97; Sander, Helke: Der Seele ist das Gemeinsame eigen, das sich mehrt, in: Halina Bendkowski (Hg.): Wie weit flog die Tomate? Eine 68erinnen-Gala der Reflexion, Berlin 1999, S. 43–56.
 - 2 Sander, Helke: Rede des »Aktionsrates zur Befreiung der Frauen« bei der 23. Delegiertenkonferenz des »Sozialistischen Deutschen Studentenbundes« (SDS) im September 1968 in Frankfurt, in: Hilke Schlaeger (Hg.): Mein Kopf gehört mir. Zwanzig Jahre Frauenbewegung, München 1988, S. 12–22, hier: S. 13.
 - 3 Ebd., S. 14.

geplante Aktion, die den Anliegen der Frauen im SDS zu öffentlicher Beachtung verhalf.⁴ Die bekannte Journalistin und spätere RAF-Terroristin Ulrike Meinhof (1934–1978) sorgte mit ihrem Bericht über den Tomatenwurf in der linken Zeitschrift *konkret* für eine breite Wahrnehmung dieses Ereignisses.⁵ In seiner Folge gründeten Frauen an der Universität Frankfurt a. M., die neben West-Berlin das zweite Zentrum der Studentenbewegung und auch der beginnenden Frauenbewegung war, sogenannte Weiberräte.⁶

In West-Berlin hatte Helke Sander schon Anfang des Jahres 1968 zusammen mit Marianne Herzog den Aktionsrat zur Befreiung der Frau initiiert. Die damaligen Studentinnen hatten im Januar zu Frauentreffen aufgerufen und fanden sich bald regelmäßig mit teilweise hunderten Interessierten im Republikanischen Club zusammen, einem zentralen Ort der West-Berliner Studentenbewegung. Zum Zeitpunkt des Tomatenwurfs hatten die Aktivistinnen des Aktionsrats somit schon mehrere Monate intensiver Arbeit und Diskussionen hinter sich.⁷ Das Hauptanliegen der Gründerinnen bestand darin, Frauen mit Kindern für ihr Studium und ihre Berufe zu entlasten und ihnen Teilhabe an politischer Arbeit zu ermöglichen. Sie suchten nach Konzepten für eine gleichberechtigte gesellschaftliche Aufteilung dessen, was heute unter Care-Arbeit verstanden wird. Aufgrund der mangelnden und qualitativ schlechten Kinderbetreuung im damaligen West-Berlin initiierten die Frauen des Aktionsrats gemeinschaftliche Kinderbetreuung in freistehenden Ladenwohnungen.⁸ Sie gründeten damit die Kinderladenbewegung.⁹ Der Aktionsrat mobilisierte Frauen unterschiedlichen Hintergrunds, neben Studentinnen vor allem Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen und Erzieherinnen.¹⁰ Sie bereiteten gemeinsam einen großen Streik der Kindergärtnerinnen für 1969 vor, der die Notwendigkeit von funktionierender und guter Kinderbetreuung für die gesamte Gesellschaft aufzeigen sollte. Das Vorhaben scheiterte jedoch durch den Zerfall des Aktionsrats, in dem zwei Lager über das weitere Vorgehen stritten. Im gleichzeitigen Auf-

4 Sander: Der Seele ist das Gemeinsame eigen, S. 51–52.

5 Meinhof, Ulrike: Die Frauen im SDS oder In eigener Sache, in: konkret, H. 12 (1968), S. 3.

6 Bock, Jessica/Ott, Anne: Mehr als nur Tomaten. Die Frauen-/Lesbenbewegung in Frankfurt a.M. im Überblick, in: Digitales Deutsches Frauenarchiv, 2020, URL: <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/mehr-als-nur-tomaten-die-frauen-lesbenbewegung-frankfurt-am-main-im-ueberblick> (04.11.2023); Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 62–63; Schulz: Der lange Atem der Provokation, S. 87–88.

7 Sander: Der Seele ist das Gemeinsame eigen; Versuch einer Chronik zum Aktionsrat zur Befreiung der Frauen, vermutl. 1968, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20 (1) Aktionsrat zur Befreiung der Frau.

8 Gröschner: Berolinas zornige Töchter, S. 46.

9 In diese Projekte mischten sich bald die Männer aus der linken Szene ein und übernahmen sie mit der Gründung des Zentralrats sozialistischer Kinderläden im August 1968. Sie beriefen sich auf Erziehungskonzepte, die im Kontext der neulinken Annahmen standen, dass ›Faschismus‹ durch eine neue Art Erziehung zu verhindern sei. Hierzu ausführlicher Kapitel 2.1.2. Zur Kinderladenbewegung: Reichardt: Authentizität und Gemeinschaft, S. 605–781; Friedrich, Kathrin: Berliner Kinderläden, in: Falk Blask/Sandra Bieler (Hg.): Zweitausendachtundsechzig, Münster 2008, S. 70–98; Schulz: Der lange Atem der Provokation, S. 71–72.

10 Menschik, Jutta: Vom ›Aktionsrat zur Befreiung der Frau‹ zum ›Sozialistischen Frauenbund Westberlin‹, in: dies. (Hg.): Grundlagentexte zur Emanzipation der Frau, 2. erweiterte Auflage, Köln 1977, S. 358–371, hier S. 360; Schmidt-Harzbach, Ingrid: »Frauen erhebt euch«. Als Frau im SDS und im Aktionsrat, in: Hilke Schlaeger (Hg.): Mein Kopf gehört mir. Zwanzig Jahre Frauenbewegung, München 1988, S. 49–57, hier: S. 52; Gröschner: Berolinas zornige Töchter, S. 43.

lösungsprozess des SDS im Laufe des Jahres 1969 entstanden mehrere linke Gruppen, in denen auch viele Frauen aktiv waren. In der Kampagne gegen den Paragraphen 218, der Schwangerschaftsabbruch unter Strafe stellte, fanden sich die Frauen 1971 wieder zusammen.

Die Journalistin Alice Schwarzer (geb. 1942) initiierte diese sogenannte »Aktion 218«, die mit der Selbstbeziehungskampagne im Magazin *Stern* am 6. Juni 1971 ihren öffentlichkeitswirksamen Auftakt fand. Darin bekannten 374 Frauen, darunter mehrere Prominente: »Wir haben abgetrieben!«.¹¹ Alice Schwarzer hatte zuvor in Frankreich die Gruppe *Mouvement pour la libération des femmes* (MLF) mitgegründet und die Strategien der dort praktizierten Kampagne gegen das Abtreibungsverbot in die Bundesrepublik gebracht.¹² Die »Aktion 218« einte die verschiedenen, seit 1968 entstandenen Frauengruppen und schuf ein gemeinsames Bewusstsein. Sie veranstalteten Demonstrationen auf der Straße, sogenannte *go-ins* bei Ärztekongressen, betrieben Aufklärung über Infostände, Flugblätter und mit Kampagnen in der etablierten Medienlandschaft, bis hin zu ersten Fernsehauftritten. Es war das erste Mal, dass die Aktivistinnen sich überregional vernetzten und als neue Frauenbewegung medial und gesellschaftlich in Erscheinung traten. Mit diesem Mobilisierungs- und Politisierungsschub etablierte sich die neue Frauenbewegung als soziale Bewegung.¹³ Die Frauengruppen veranstalteten überregionale Treffen und auf den seit 1972 stattfindenden Bundesfrauenkongressen starteten sie ein erstes kollektives Medienprojekt: Zwischen 1973 und 1976 erarbeiteten verschiedene Regionalgruppen aus der gesamten Bundesrepublik reihum acht Ausgaben der *Frauenzeitung – Frauen gemeinsam sind stark*. Sie ist das erste Zeitschriftenprojekt der bewegungeigenen feministischen Öffentlichkeit. Diese hielt die Frauengruppen und Initiativen zusammen und diente ihr als gemeinsamer Kommunikations- und Referenzraum. Aus mehreren Initiativen in unterschiedlichen Städten gingen bis Mitte der 1970er Jahre die ersten autonomen Frauenverlage und feministischen Bestseller hervor. Derweil blieben die in der »Aktion 218« erprobten unterschiedlichen Protestformen für die politische Praxis der neuen Frauenbewegung wichtig.

Helke Sander hatte 1969 den Aktionsrat in der Spaltung der Gruppe verlassen. 1971 gründete sie zusammen mit Verena Stefan, Gesine Strempel¹⁴ und weiteren Frauen die

11 Wir haben abgetrieben! 374 deutsche Frauen halten den §218 für überholt und erklären öffentlich »Wir haben gegen ihn verstoßen«, in: *Stern*, 06.06.1971.

12 Detaillierte Darstellung der Kampagne bei: Schulz: *Der lange Atem der Provokation*, S. 143–174.

13 Die Bewegungsforscher Roland Roth und Dieter Rucht definieren wie folgt: »Von Bewegungen sprechen wir erst, wenn ein Netzwerk von Gruppen und Organisationen, gestützt auf eine kollektive Identität, eine gewisse Kontinuität des Protestgeschehens sichert, das mit dem Anspruch auf Gestaltung des gesellschaftlichen Wandels verknüpft ist«, vgl.: Roth/Rucht: *Einleitung*, S. 13. Mit dieser Definition arbeitet auch: Zellmer: *Protestieren und Polarisieren*, S. 277.

14 Verena Stefan (1947–2017) war eine feministische Schriftstellerin und Aktivistin. Seit 1967 arbeitete sie zuerst als Physiotherapeutin in West-Berlin, wo sie 1973 auch ein Studium aufnahm. Ihre autobiografische Erzählung »Häutungen« (1975) zählt zu den wichtigsten Büchern der neuen Frauenbewegung. Gesine Strempel (geb. 1940) ist studierte Publizistin, die als Redakteurin für *Rundfunk*, *Presse* und *Fernsehen* über frauenpolitische Themen berichtete. Sie war außerdem freies Redaktionsmitglied der von Helke Sander 1974 begründeten Zeitschrift *frauen und film* und wirkte selbst als Schauspielerin in fünf Spielfilmen von Regisseurinnen wie Helke Sander und Helma Sanders-Brahms mit.

Gruppe Brot und Rosen und nahm an zahlreichen Aktionen gegen den Paragraphen 218 teil. Die Gruppe publizierte 1972 den ersten Verhütungs- und Sexualitätsratgeber für Frauen, das »Frauenhandbuch Nr. 1«, das sie nach großem Interesse 1974 mit 100.000 Exemplaren erneut auflegte.¹⁵ Brot und Rosen führte in ihren Aufrufen und Engagements auch die Ideen des Aktionsrats von einer gemeinsamen Arbeitsteilung der Geschlechter weiter, setzte sich für die Entwicklung sicherer und gut verträglicher Verhütungsmittel ein und zeigte sich für intersektionale Diskriminierungen sensibel – sie kritisierte etwa die mangelnde Aufklärung nicht deutsch-sprechender Frauen über besser verträgliche Verhütungsmittel.¹⁶ Die Gruppe war autonom, also ungebunden und eigeninitiativ, sie zielte auf Bewussterwerden und Erkenntnisgewinn, Selbstermächtigung und Selbstbestimmung. Damit handelte sie nach den entscheidenden Prinzipien der autonomen Frauenbewegung, die im 1973 eröffneten Frauenzentrum West-Berlin einen ersten Sammlungsort fand. Brot und Rosen bot dort regelmäßig sexualmedizinische Beratung für Frauen an. Die Gruppe galt auch innerhalb der Frauenbewegung als *avantgarde*. Einige Mitstreiterinnen empfanden sie als elitär.¹⁷

Zahlreiche Frauen, die sich dem Aktionsrat 1968 angeschlossen hatten, schlugen jedoch zusammen mit der Soziologin Frigga Haug (geb. 1937) einen anderen Weg ein. Sie wandten sich der marxistisch-sozialistischen Theoriearbeit zu. 1970 benannten sie sich in Sozialistischer Frauenbund Westberlin (SFB) um. Frigga Haug, die auch Redakteurin der einflussreichen marxistischen Zeitschrift *Das Argument* war, prägte den SFB bis 1980. Die Frauen des SFB beteiligten sich zwar 1971 an der »Aktion 218«, verstanden sich in den Folgejahren jedoch als »Gegenspielerinnen« der autonomen Feministinnen in den Frauenzentren.¹⁸

An der Gründung des West-Berliner Frauenzentrums 1972/73 waren neben Brot und Rosen mehrere Frauen aus verschiedenen linken Gruppen beteiligt, sowie die Lesben-gruppe der 1971 begründeten Homosexuellen Aktion Westberlin.¹⁹ Lesbische Frauen waren von Beginn an tragende Protagonistinnen in der feministischen Bewegung.²⁰ Die Gründung in Berlin inspirierte Frauen aus dem linken und studentischen Milieu

15 Silies, Eva-Maria: Ein, zwei, viele Bewegungen? Die Diversität der Neuen Frauenbewegung in den 1970er Jahren der Bundesrepublik, in: Cordia Baumann/Sebastian Gehrig/Nicola Büchse (Hg.): Linksalternative Milieus und Neue Soziale Bewegungen in den 1970er Jahren, Heidelberg 2011, S. 87–106, hier: S. 95–96; Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 103.

16 Materialien von Brot u. Rosen, 1970–1975, FFBIZ A. Rep. 400 Berlin 20/(3) Brot und Rosen, Mappe 2.

17 Diese Binnenkonflikte innerhalb des Frauenzentrums lassen sich in den überlieferten Protokollen der Plenumsitzungen und Entwürfen zu einer »Geschichte des Frauenzentrums« nachvollziehen; Quellen zum Berliner Frauenzentrum, FFBIZ A. Rep. 400 Berlin 20 Frauenzentrum (4), Mappe 3. Vgl. auch die diesbezüglich stark wertenden Erinnerungen von: Perincioli: Berlin wird feministisch, S. 198–199.

18 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 50, S. 379.

19 Schulz: Der lange Atem der Provokation, S. 161.

20 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 225–234. Vgl. auch die Beiträge in: Dennert, Gabriele/Leidinger, Christiane/Rauchut, Franziska (Hg.): In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben, Berlin 2007. »Lesben« ist die Selbstbezeichnung der homosexuellen Feministinnen, die sie in den 1970er Jahren etablierten. Sie wird auch in der Forschungsliteratur verwendet, die die Lesbenbewegung analysiert. Dieser Praxis schließe ich mich an.

in zahlreichen anderen Städten der Bundesrepublik dazu, Frauenzentren zu gründen. Unter ihrem Dach trafen sich Frauen in selbstorganisierten Gruppen und fingen an, zu verschiedenen Themen zusammenzuarbeiten und feministische Projekte zu entwickeln. Aus einer Auflistung in Alice Schwarzers Bestseller »Der ›kleine Unterschied‹ und seine großen Folgen« geht hervor, dass 1975 rund 69 Frauengruppen und -zentren in vierzig Städten in der gesamten Bundesrepublik aktiv waren.²¹

Die Soziologin Ilse Lenz benennt diese ersten Jahre der neuen Frauenbewegung zwischen 1968 und 1975 »Bewusstwerdungs- und Artikulationsphase«.²² Sie entstand wie auch in anderen Ländern in Folge der antiautoritären Studentenbewegungen und griff auf »Aktions- und Organisationsformen« der 68er-Bewegung zurück.²³ In dieser ersten Phase zeigt sich schon das Spannungsfeld in der feministischen Bewegung, das für die Auseinandersetzung mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus von Bedeutung ist: Die innere Bewusstwerdung und individuelle Auseinandersetzung der Frauen sowie ihre Artikulation nach außen. Diese beiden Modi gehörten in der neuen Frauenbewegung von Anfang an zusammen. Sie erzeugten in ihren theoretischen Debatten und in der feministischen Praxis spannungsvolle Diskussionen: Die Verständigung über ›kollektiv vs. individuell‹, ›privat vs. öffentlich‹ war von Beginn an Gegenstand feministischer Auseinandersetzungen. Diese Modi der Bewusstwerdung und politischen Praxis verweisen auch auf wichtige Dimensionen der Erinnerungskultur. Das Erinnern des Individuums ist von seinen gesellschaftlichen Rahmen und der Verständigung mit anderen abhängig. Öffentliche und soziale Räume – wie die Universitäten, die Student*innengruppen, die Frauengruppen – strukturieren Erinnerung als kommunikativen und sozialen Prozess. Die Selbstverständigung innerhalb der sozialen Bewegung ist konstitutionell ein Austausch- und Austauschprozess zwischen ihren Mitgliedern. Deswegen ist es so wichtig, für die Analyse der feministischen Erinnerungskultur die Räume, Diskussionen und Praktiken zu analysieren, die diese bedingten.

Zunächst erläutere ich die Voraussetzungen der Frauen, die Aktivistinnen in der neuen Frauenbewegung wurden, im Hinblick auf ihre Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Hier stehen die Sozialisierung und die Politisierung der Feministinnen der 1960er und frühen 1970er Jahre im Fokus (Kapitel 2.1). Folgende Fragen sollen beantwortet werden: Wodurch waren die Feministinnen der ›68er-Generation‹ sozialisiert und politisiert? Von welchem Vergangenheitsbild gingen die Feministinnen aus? Wie waren sie von den Vergangenheitsbildern der Studentenbewegung geprägt? Welchen Einfluss hatten diese Sozialisierung und Politisierung auf ihre Auseinandersetzung mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus in den ersten Jahren der feministischen Bewegung? Welche Relevanz hatte NS-Vergangenheit in den Anfängen der Frauenbewegung? Wie kann das retrospektiv formulierte Selbstbild der ›68er-Generation‹ hiermit in Beziehung gesetzt werden? Welche Themen mit NS-Vergangenheitsbezug aus der Studentenbewegung verhandelten sie weiter? Setzten sie dabei eigene – feministische – Akzente?

21 Schwarzer, Alice: Der »kleine Unterschied« und seine großen Folgen. Frauen über sich – Beginn einer Befreiung, Frankfurt a.M. 1975, S. 240–244.

22 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 23–24.

23 Schulz: Macht und Mythos von ›1968‹, S. 356. Zitat Schulz.

Die darauffolgenden Fragen zielen auf ein tieferes Verständnis der Alternativöffentlichkeit, die ein wichtiger Bestandteil der feministischen Bewegung wurde und sich vor allem ab 1975 pluralisierte und entfaltete. Dabei ist zunächst nach dem Charakter der feministischen Öffentlichkeit zu fragen, die im Laufe der 1970er Jahre zu einem Raum der feministischen Erinnerungskultur wurde. Welche Ressourcen standen den Feministinnen zur Verfügung? Mit welchen Voraussetzungen, Vorannahmen und Techniken eigneten sie sich folglich die (NS-)Vergangenheit an?

Danach steht die feministische Praxis der Selbsterfahrung im Fokus (Kapitel 2.2). Diese Methode zielte auf eine Wissensgenerierung im Gesprächsprozess von Kleingruppen, wobei »Erfahrung« die erkenntnisleitende Kategorie war. Die feministischen Diskussionsräume waren geprägt von einer »Kultur der biographischen Selbstthematisierung«, ²⁴ Generationsbedingt ist davon auszugehen, dass Feministinnen der »68er-Generation« auch auf die NS-Vergangenheit zu sprechen kamen, weil in jedem Fall ihre Eltern und eventuell – je nach Geburtsjahr – sie selbst als Kind den Nationalsozialismus miterlebt hatten. ²⁵ Dies untersuche ich anhand von zeitgenössischen Berichten aus den Selbsterfahrungsgruppen. Mich interessiert, ob sich diese Praxis feministischer Wissensgenerierung zur Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus eignete. Konnte eine Erinnerung an den Nationalsozialismus in diesem Rahmen überhaupt stattfinden, und in welcher Form? Welche Leerstellen bleiben in dieser subjektiven Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit? Ein weiteres Überlieferungsfeld für die Thematisierung von Frauenbiografien ist die Publikation von Lebensläufen in dokumentarischer Literatur. Dafür sind die Bände »Frauen« von Erika Runge (1969) und »Frauen gegen den § 218« von Alice Schwarzer (1971) prominente Beispiele. Anhand dieser Publikationen frage ich zuletzt nach der Bedeutung und möglichen Verhandlung von NS-Vergangenheit in biografischen Selbsterzählungen von Frauen in der Anfangsphase der neuen Frauenbewegung.

2.1 Generationsbedingte Prägung und Erinnerung an den Nationalsozialismus

2.1.1 Generation, Herkunft, Erfahrung – Sozialisierung der Feministinnen

Die Bezugnahme auf die nationalsozialistische Vergangenheit hatte innerhalb der Studentenbewegung eine große Bedeutung. Die Generation gilt gemeinhin als diejenige, die die Elterngeneration mit ihrer NS-Vergangenheit konfrontiert habe. Es seien die Aktivist*innen der 1960er Jahre gewesen, die öffentlich und vehement auf Kontinuitäten des Nationalsozialismus – personell und kulturell – aufmerksam gemacht hätten.

24 Thon: Frauenbewegung im Wandel der Generationen, S. 88–89. Mit Bezug auf »1968« spricht Bude von der »individuellen Selbstthematisierung«, vgl.: Bude, Heinz: Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948, Frankfurt a.M. 1995, S. 61.

25 Dies ist zunächst eine rein generationelle Annahme. Ob die Eltern den Nationalsozialismus im Deutschen Reich oder woanders miterlebt haben, ob sie selbst Deutsche waren oder nicht, verfolgt wurden oder nicht, spielte für die Nachfolgeneration in ihrer Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus selbstverständlich eine wichtige Rolle.

Das Banner »Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren«²⁶ sowie der Ausspruch »Trau keinem über 30!« sind berühmt geworden und stehen für das tiefe Misstrauen dieser Generation gegenüber staatlichen Institutionen und gesellschaftlichen Eliten.²⁷ Die Studentenbewegung in der Bundesrepublik war international in politische und gesellschaftliche Umbrüche eingebettet, doch mit eigenen bundesrepublikanischen Spezifika.²⁸ Hierzu gehört insbesondere die NS-Vergangenheit als »Resonanzboden«²⁹, wie es der Politikwissenschaftler Wolfgang Kraushaar formuliert, der selbst in der Studentenbewegung aktiv gewesen war. Da sich das erklärte Forschungsinteresse dieser Arbeit auf die Erinnerung an den Nationalsozialismus bezieht, akzentuiert die folgende Darstellung diesen Aspekt im Kontext des gesellschaftlichen und politischen Wandels der 1960er Jahre.

Um zu verstehen, wie sich die Aktivistinnen der neuen Frauenbewegung seit 1968 mit der NS-Vergangenheit auseinandersetzen konnten, gehe ich im Folgenden auf ihre Voraussetzungen hierfür ein. Zu diesen zählt als erstes die Zugehörigkeit zur »68er-Generation«, die bedingt, wie ihr Zugang zu Erinnerung und Wissen über den Nationalsozialismus strukturiert war. Die meisten Angehörigen der sogenannten »68er-Generation« hatten den Zweiten Weltkrieg entweder gar nicht oder als Kleinkinder erlebt und verfügten somit über keine umfangreichen persönlichen Erfahrungen mit dem Regime. Somit konnten sie nur auf das zurückgreifen, was sie im privaten, vornehmlich familiären Umfeld oder im öffentlichen Raum über den Nationalsozialismus erfuhren. Das heißt, dass ihr Wissen über das NS-Regime nur aus diesen zwei Kommunikationsräumen gespeist werden konnte. Es war dadurch entsprechend limitiert und daran gebunden, welche Informationen in den Familien und in der Öffentlichkeit über den Nationalsozialismus Erinnerungskulturell verhandelt wurden. Zur Öffentlichkeit gehörte auch der zeitgenössische Stand der Wissenschaft und vor allem die mediale Verbreitung dieses Themas. Der Generationsansatz ist durchaus umstritten, jedoch gleichzeitig ein bewährter Zugang, um die Zugehörigkeit von Menschen zu Erfahrungsgemeinschaften zu beschreiben.³⁰ Dabei unterliegt gerade die revoltierende »68er-Generation« als Identifikationsbild einer großen Anziehungskraft und Attraktivität, wie es Christina von Hodenberg zugespitzt formuliert: So »konnte [man] sich im Rückblick als Teil einer Bewegung feiern, die den westdeutschen Staat demokratisiert und gegen den Widerstand der Eltern mit braunen Hinterlassenschaften aufgeräumt hatte«.³¹ Detlef Siegfried geht gar davon aus, dass sich

26 Becker/Schröder: Die Studentenproteste der 60er Jahre, S. 158.

27 Jarausch: Die Umkehr, S. 221.

28 Gilcher-Holtey, Ingrid: »1968« – Eine versäumte Kontroverse?, in: Sabrow/Jessen/Grosse Kracht: Zeitgeschichte als Streitgeschichte, S. 58–73.

29 Kraushaar: 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur, S. 37–38. Kraushaar nennt nur Japan als möglicherweise vergleichbar.

30 Jureit: Generationenforschung, S. 13. Zur Generationenforschung der kanonische Text von Karl Mannheim: Mannheim, Karl: Das Problem der Generationen, München 1928. Darauf aufbauend und in kritischer Auseinandersetzung: Reulecke, Jürgen (Hg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München 2003; Jureit, Ulrike/Wildt, Michael (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg 2005.

31 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 75.

die Akteure der Studentenbewegung das ›Label‹ der ›68er-Generation‹ rund zehn Jahre nach den Ereignissen selbst ausgedacht haben.³²

Es spricht jedoch auch einiges dafür, sich unter Berücksichtigung der generationellen Zugehörigkeit der Aktivist*innen ihrem Verhältnis zur NS-Vergangenheit zu nähern. So betont der Historiker Bernd-A. Rusinek die »für die Nachkriegszeit einmalige Generationenlagerung«, nach der die bundesrepublikanische Gesellschaft um 1960 durch »Überalterung und einen sehr hohen Anteil Sechzigjähriger geprägt« gewesen sei.³³ Diese stellten zu Beginn der 1960er Jahre die gesellschaftliche Elite, hatten jedoch als Erwachsene ihre Berufslaufbahnen im Nationalsozialismus begonnen und waren somit potentiell belastet und durch das Regime geprägt. Im Laufe des Jahrzehnts kehrte sich das Verhältnis um. Aufgrund der demografischen Entwicklung stellten um 1970 die jungen Erwachsenen der etwa Dreißigjährigen den höchsten Anteil an Berufstätigen, erreichten einflussreiche Positionen und konnten somit die Bundesrepublik politisch neu prägen.³⁴

Die 1960er Jahre gelten außerdem als die letzte Dekade, in der sich gesellschaftliche Gruppen leichter voneinander abgrenzen ließen, was eine Generationsbeschreibung erleichtert. So sei »wenigstens in Umrissen mittels empirischer Sozialforschung die Einstellung der gesamten Jugend zur NS-Vergangenheit ermittelt worden«,³⁵ so der Historiker Axel Schildt. Die einsetzende Bildungsexpansion und der gesellschaftliche Wandel führten in Folge zu einer »Fragmentierung« der Gesellschaft, die Zuordnungen und derlei Erhebungen erschwerte. Dabei sei zu beachten, dass sich gesellschaftliche Generationsmodelle empirisch immer »auf die artikulationsfähigsten Teile, den bildungsbürgerlichen Nachwuchs, der literarische Quellen hervorgebracht hat«³⁶ stütze. Ein Generationenbegriff könne also nie für eine gesamte Alterskohorte zutreffen und beschreibe eher Idealtypen.³⁷ Der Soziologe Clemens Albrecht fasst die Generationen der politisch Aktiven in der Bundesrepublik der 1960er Jahre wie folgt zusammen:

»Erstens die Jahrgänge vor 1900, die den Ersten Weltkrieg und die Weimarer Republik bewußt erlebt haben; zweitens die Jahrgänge zwischen 1900 und 1925, die im Zweiten Weltkrieg den Großteil der Soldaten stellten; drittens die Jahrgänge 1926 bis 1937, die zwar, teils als Flakhelfer, das Kriegsende bewußt erlebten, aber deren Kindheit und Jugend in das Dritte Reich fällt und die größtenteils noch in die Jugendorganisationen eingebunden waren, und viertens die ab 1938 Geborenen, die Nationalsozialismus und

32 Siegfried, Detlef: 1968 in der Bundesrepublik. Protest, Revolte, Gegenkultur, Ditzingen 2018, S. 29.

33 Rusinek, Bernd-A.: Von der Entdeckung der NS-Vergangenheit zum generellen Faschismusverdacht. Akademische Diskurse in der Bundesrepublik der 60er Jahre, in: Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl Christian Lammers (Hg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 114–147, hier: S. 115.

34 Ebd.; Bude: The German Kriegskinder.

35 Schildt: Die Eltern auf der Anklagebank?, S. 321.

36 Ebd., S. 320.

37 Ebd.; Albrecht, Clemens: Die Frankfurter Schule in der Geschichte der Bundesrepublik, in: ders./Günter C. Behrmann (Hg.): Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule, Frankfurt a.M. 1999, S. 497–529, hier: S. 499.

Kriegsende nur als Kleinkinder erlebten und selbst nicht in politisch interpretierbare Lebensentscheidungen geraten waren, die sie später hätten bereuen können.«³⁸

Für die ersten drei Jahrgangsgruppen seien der »Zweite Weltkrieg und der Nationalsozialismus zum kollektiven Grunderlebnis geworden«.³⁹ Albrecht gibt allerdings zu bedenken, dass selbst die nach 1938 Geborenen sich in unterschiedliche Erfahrungsgruppen teilen lassen. Auf alle Fälle zu, dass sie den Nationalsozialismus nicht bewusst miterlebt haben und keiner der nationalsozialistischen Jugendorganisationen mehr angehörte. Dennoch unterschieden sich die Angehörigen dieser Alterskohorte darin, ob sie eine »Kriegskindheit« erlebt hatten und wie sich die soziale Wirklichkeit in ihrem Elternhaus gestaltete. Die Älteren hätten die Kriegs- und Nachkriegszeit noch miterlebt und seien oft vaterlos aufgewachsen. Die Jüngeren teilten diese Erfahrungen nicht. Auch regionale Unterschiede kämen hinzu. Aus Menschen mit diesen unterschiedlichen Erfahrungshintergründen bestand dann die »68er-Generation« der politisch Aktiven um 1968, die in diesem Zeitraum etwa neunzehn bis dreißig Jahre alt gewesen seien.⁴⁰ Hinsichtlich der Kommunikation über die nationalsozialistische Vergangenheit entstand so eine große Diskrepanz. Während diejenigen, die als Erwachsene und Jugendliche Krieg und Nationalsozialismus selbst erlebt hatten, wussten »worüber man schwieg«⁴¹, hatten die nach 1938 Geborenen hiervon keine konkrete Vorstellung. Der Historiker Ulrich Herbert beschreibt:

»Sie waren in einer Atmosphäre des peinlichen Schweigens aufgewachsen, in der sich Hinweise auf vergangene Verbrechen in den verstümmelten Biographien der Eltern oder in den Berichten über das Auftauchen einstiger Nationalsozialisten in der Bundesrepublik eher angedeutet als offenbart hatten. [...] Wie tief die Massenverbrechen des NS-Regimes in die deutsche Gesellschaft hineinreichten und wie viele hochrangige Nationalsozialisten nach 1945 in Westdeutschland tatsächlich einen Wiederaufstieg erlebt hatten, war nicht einmal in Umrissen öffentlich bekannt.«⁴²

Was das kommunikative Gedächtnis in den Familien angeht, so ist es umstritten, ob von einem allgemeinen Schweigen oder einer vorwurfsvollen Konfrontation der Eltern auszugehen ist. Fanden Familiengespräche statt, und wenn ja, wie? Ist es ein Mythos, dass »die 68er« ihre Eltern mit deren NS-Vergangenheit konfrontiert haben?

Die Erinnerungen der ehemaligen Aktivist*innen weisen auf Unterschiedliches hin. In der autobiografischen Literatur und in Interviews nimmt zwar die generationsspezifische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus einen gewichtigen Platz ein, über konkrete Auseinandersetzungen mit den eigenen Eltern berichten allerdings nur wenige. Die Historikerin Christina von Hodenberg vermutet sogar, dass die meisten der

38 Albrecht: Die Frankfurter Schule, S. 500.

39 Ebd., S. 505.

40 Ebd., S. 498–499.

41 Bude, Heinz: Bilanz der Nachfolge. Die Bundesrepublik und der Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. 1993, S. 81.

42 Herbert, Ulrich: Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, München 2014, S. 852–853.

68er-Aktivist*innen ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern hatten. Für das gute Verhältnis von Jugendlichen und jungen Erwachsenen und ihren Eltern in den 1960er und -70er Jahren gebe es außerdem Belege aus sozialwissenschaftlichen Studien dieser Zeit.⁴³ Von Hodenberg stützt ihre Untersuchung auch auf retrospektive Erzählungen der Protagonist*innen der Studentenbewegung, vor allem auf den 2008 veröffentlichten Band »Die 68erinnen« von Ute Kätzel.⁴⁴ Kätzel hat vierzehn Frauen, die – teilweise in erster Reihe – in der Studentenbewegung aktiv waren, nach ihren Lebenswegen befragt und diese in autobiografische Narrationen überführt. Aus der Struktur der Texte lassen sich die hintergründigen Leitfragen der Interviews erschließen. So gehen alle Erinnerungstexte auf das Verhältnis zu den eigenen Eltern vor dem Hintergrund der NS-Vergangenheit ein. Dabei ist es besonders interessant, dass sich einige Entlastungserzählungen zu den eigenen Eltern darin finden. Dies bestätigt die Vermutung, dass der konflikthafte Bruch der »68er-Kinder« mit ihren »Nazi-Eltern« mehr ein generationelles Selbstbild ist, als es den damaligen Umständen entsprach. Denn selbst vor dem Hintergrund dieser retrospektiv wirkmächtigen Erzählung der Protestgeneration kann die Mehrheit der damaligen Aktivist*innen diesen Bruch mit den Eltern nicht bestätigen. Sie erzählen zum großen Teil davon, dass es ihnen schwergefallen sei, die Eltern überhaupt auf ihre Erlebnisse und Beteiligungen im Nationalsozialismus anzusprechen.

Trotzdem gab es auch Konflikte, die jedoch unterschiedlich ausgetragen wurden. Christina von Hodenberg beschreibt dies als »Spielregel«, der alle folgten, »um die emotionale Nähe und das einvernehmliche Zusammenleben in der Familie nicht aufs Spiel zu setzen.«⁴⁵ Sie nimmt als Beispiel unter anderem die Erinnerungen von Frigga Haug, Redakteurin der linken Zeitschrift *Das Argument* und Begründerin des oben genannten Sozialistischen Frauenbunds West-Berlin (SFB), um dies zuzuspitzen: Haugs Mutter war auch nach 1945 überzeugte Nationalsozialistin geblieben, doch die Tochter brach nicht mit ihr, sondern verhielt sich solidarisch. Ihrer alleinerziehenden Mutter gegenüber, deren offen geäußerten Rassismus und Antisemitismus sie sehr wohl wahrgenommen habe, habe sie sich als »Beschützerin« gefühlt.⁴⁶ Die Nachgeborenen, obwohl politisch aktiv und interessiert, beließen es auch oft bei vagen Vermutungen.⁴⁷ Das beschreibt zum Beispiel der damalige Aktivist Ulrich Enzensberger (geb. 1944) in seinen Erinnerungen. Im Zusammenhang mit der Berichterstattung über die Auschwitz-Prozesse habe er große Hemmungen gehabt, seine Eltern explizit zu befragen:

»Ich wagte es nicht, meinem Vater die Frage in der Einzahl zu stellen. ›Habt ihr es gewußt? [...] Im Osten sei etwas vorgegangen, was nicht in Ordnung war, in den Konzentrationslagern sei es streng zugegangen, das habe man gewußt, mehr nicht. Wie hätte ich da weiter in meine guten, geliebten Eltern dringen können?«⁴⁸

43 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 66.

44 Kätzel: Die 68erinnen.

45 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 87.

46 Kätzel: Die 68erinnen, S. 181.

47 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 58.

48 Enzensberger, Ulrich: Die Jahre der Kommune I. Berlin 1967–1969, Köln 2004, S. 38.

Enzensberger reflektierte Jahrzehnte später, er habe seinen Vater nach dessen Tätigkeit als »Fachmann für das Telefonwesen im besetzten Frankreich« nie genauer gefragt.⁴⁹ Die Jüngeren bezogen sich darüber hinaus auf ein vorherrschendes gesellschaftliches Narrativ, das die Verantwortung für die nationalsozialistischen Verbrechen bei einer kleinen Clique der Partei-Elite und Angehörigen verbrecherischer Organisationen wie der SS sah. »Wer nicht KZ-Aufseher gewesen war, wer nicht erkennbar Blut an den Händen hatte, für den galt die Unschuldsvermutung«⁵⁰, so spitzt es von Hodenberg zu.

Einige Passagen aus den Erinnerungsberichten der 68er-Frauen belegen diese Indifferenz der familiären Erinnerungskultur. So beschreibt Dagmar Przytulla (geb. 1938 als Dagmar Seehuber), die die berühmte Kommune 1 mitbegründet hatte, eine große Sprachlosigkeit in ihrer Familie. Der Vater, der »Kriegsheimkehrer« gewesen sei, habe Fragen zur Vergangenheit offensiv abgewehrt. Ihre Erinnerungen an das Verhältnis zu ihrem Vater spiegeln eindrücklich das Spannungsverhältnis zwischen offensivem Vorwurf und fehlendem Wissen über genaue Taten und eventuelle Schuld der Eltern wider: »Auch als ich schon mehr über diese Zeit wusste, war ich nicht in der Lage, meine Eltern zu befragen. Später kamen wir über Beschimpfungen nicht hinaus. Ich beschimpfte meinen Vater als ›Nazi‹ und er mich als ›Kommunistin‹. Eine ernsthafte Auseinandersetzung kam jedoch nie zustande.«⁵¹

Interessant sind auch die Erinnerungen der ehemaligen SDS-Aktivistin Susanne Schunter-Kleemann (geb. 1942) an ihre Eltern. In ihrer Erzählung lässt sich die Eigenheit des Familiengedächtnisses beobachten, die Harald Welzer, Karoline Tschuggnall und Sabine Moller in der viel beachteten Studie »Opa war kein Nazi« beschrieben haben.⁵² Sie werteten vierzig Familieninterviews aus und beschreiben, dass die Nachgeborenen die aktive Beteiligung der eigenen Eltern am NS-Regime und seiner Verbrechen ignorierten, negierten oder umdeuteten, selbst wenn die Erlebenden-Generation offen darüber sprach.⁵³ Auch in der autobiografischen Erzählung von Schunter-Kleemann ist nachzuvollziehen, dass sie ihre Eltern entschuldigen möchte.⁵⁴ Schunter-Kleemann, die seit 1964 SDS-Mitglied war, beschrieb zunächst, dass ihre Eltern sie in ihrem politischen Engagement immer unterstützt hätten. Ihre Mutter sei in den 1960er Jahren in der SPD politisch aktiv geworden und ihr Vater habe die Anliegen der APO positiv bewertet. Damit reiht sie sich in die Aktivist*innen ein, die auf ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern und eine Unterstützung ihrer politischen Anliegen zurückgreifen konnten. Das Sprechen über die Vergangenheit scheint jedoch auch in ihrer Familie nicht oder sehr spät stattgefunden zu haben. »Erst viel später« habe die Mutter von Schunter-Kleemann ihr von ihrer anfänglichen Begeisterung für den Nationalsozialismus erzählt. In ihrem Bericht interpretiert Schunter-Kleemann daraufhin, diese Begeisterung für

49 Ebd., S. 380. Zitat Enzensberger.

50 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 58.

51 Kätzel: Die 68erinnen, S. 203.

52 Welzer/Moller/Tschuggnall: »Opa war kein Nazi«.

53 Ebd., S. 44–88.

54 Da über die Eltern von Susanne Schunter-Kleemann nichts weiter bekannt ist, wodurch ihr Erinnerungen genauer eingeordnet werden könnten, kann hier nur ihre Erzählung analysiert werden. Diese ist durch auffällig viele Relativierungen gekennzeichnet, vgl. Kätzel: Die 68erinnen, S. 100–119.

den Nationalsozialismus sei bei ihrer Mutter aus Rebellentum »gegen die etablierte, satte, bürgerliche Gesellschaft«⁵⁵ entsprungen. Interessanterweise deutet sie hier die NS-Begeisterung ihrer Mutter Anfang der 1930er Jahre mit einem klassischen Narrativ der aufbegehrenden Jugend, die sich gegen gesellschaftliche Eliten auflehnte, wie es auch auf die ›68er-Generation‹ angewendet wird. Erst nach dem Tod des Vaters habe sie von ihrer Mutter erfahren, dass dieser SA-Mitglied gewesen sei. Diese Mitgliedschaft in einer NS-Organisation brachte sie zu der Einsicht: »Also muss er doch irgendwann Nazi gewesen sein.« Gleich darauf relativierte sie, er sei es sicherlich »nicht aus Überzeugung, sondern aus Opportunismus« gewesen. »Denn eigentlich war er ein ganz unmilitärischer und unsoldatischer Mann und ein ganz liebevoller Mensch.«⁵⁶

Es muss auch berücksichtigt werden, dass das öffentlich verhandelte Wissen über den Nationalsozialismus in den 1950er und 1960er Jahren vergleichsweise gering war.⁵⁷ Die Berichterstattungen etwa über die Prozesse gegen NS-Täter brachten zwar das Ausmaß des Holocaust an die breite Öffentlichkeit, doch das Zusammenwirken aller staatlichen Organe und die gesamtgesellschaftliche Beteiligung im NS-Regime blieben lange unterbelichtet. Dementsprechend konnte die jüngere Generation gar nicht auf ein Deutungsangebot zurückgreifen, das die Zustimmung und Beteiligung der deutschen Gesellschaft an den Verbrechen des NS-Regimes kritisch darstellte. Die öffentliche Berichterstattung über den Nationalsozialismus nahm seit 1960 in einem hohen Maße zu, was auch auf die Gründung der Ludwigsburger Zentralstelle für die Verfolgung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen im Jahr 1958 zurückzuführen ist.⁵⁸ Zuvor hatte die sogenannte antisemitische Schmierwelle die bundesrepublikanische Öffentlichkeit aufgeschreckt. Diese umfasste 833 registrierte jüdenfeindliche Taten im Zeitraum vom 25. Dezember 1959 bis zum 15. Februar 1960 und fand in der Schändung der Synagogen in Köln und Düsseldorf ihren Höhepunkt.⁵⁹ In der öffentlichen Diskussion zeigte man sich insbesondere über das jugendliche Alter der Täter*innen verwundert. Da diese zu jung waren, um im Nationalsozialismus aufgewachsen zu sein, mussten die Gründe für ihren Antisemitismus in ihrer Sozialisierung in der Bundesrepublik gesucht werden. Somit stand in Frage, ob genügend über den Nationalsozialismus aufgeklärt worden war.⁶⁰ Weitere erinnerungskulturelle Impulse gingen von den damals aktuellen Prozessen gegen NS-Täter aus: Durch die Berichterstattungen über den Ulmer Einsatzgruppen-Prozess (1958), den israelischen Prozess gegen Adolf Eichmann (1961) und die Frankfurter Auschwitz-Prozesse (1963–1965, 1965/66, 1967/68) fanden umfangreiche Informationen

55 Ebd., S. 101. Auch die folgenden Zitate: ebd.

56 Ebd., S. 102.

57 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 60–61. Zitate von Hodenberg.

58 Siegfried, Detlef: Zwischen Aufarbeitung und Schlußstrich. Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten 1958–1969, in: Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl Christian Lammers (Hg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 77–113, hier: S. 93.

59 Kiani, Shida: Zum politischen Umgang mit Antisemitismus in der Bundesrepublik. Die Schmierwelle im Winter 1959/1960, in: Stephan Alexander Glienke/Volker Paulmann/Joachim Perels (Hg.): Erfolgsgeschichte Bundesrepublik? Die Nachkriegsgesellschaft im langen Schatten des Nationalsozialismus, Göttingen 2008, S. 115–145.

60 Ebd., S. 134.

über die nationalsozialistische Vernichtungspolitik in Osteuropa Eingang in die westdeutsche Öffentlichkeit.⁶¹

Dies traf mit einem veränderten Massenkommunikationsmarkt zusammen, der eine neue »populärkulturelle Aufbereitung NS-bezogener Themen«⁶² ermöglichte. Zu dieser neuen, medialen Verhandlung der NS-Vergangenheit gehörten auch die Veröffentlichung des Tagebuchs der Anne Frank (1950/1955), das insbesondere als Theaterstück Verbreitung fand. Wichtig waren außerdem der Dokumentarfilm »Nacht und Nebel« (1956) von Alain Resnais, der über die Bundeszentrale für Heimatdienste und Landesfilmdienste verbreitet wurde und 1957 erstmalig im Fernsehen lief, sowie Gerhard Schoenbergs viel beachteter Bildband »Der gelbe Stern« (1960).⁶³ Hinzu kam die 1960/61 ausgestrahlte dokumentarische Fernsehserie »Das Dritte Reich«, die hohe Einschaltquoten erzielte. Die öffentlichen Rundfunkanstalten hatten die Serie in unmittelbarer Reaktion auf die antisemitische Schmierwelle produziert und verfolgten das Ziel, damit besonders der jungen Bevölkerung mehr Wissen über den Nationalsozialismus zu vermitteln.⁶⁴

Auch mehrere große Ausstellungen über den Holocaust trugen zu einer verstärkten öffentlichen Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen bei, da diese »zumindest in den Großstädten ein Massenpublikum erreichten«⁶⁵. Insbesondere »Die Vergangenheit mahnt« (1960–1962) verkörperte einen neuen Typ von professionellen Ausstellungen, die öffentlich gefördert wurden und hohe Publikumszahlen erzielten. Diesem Beispiel folgten mehrere weitere, die Fotografien aus dem Holocaust und deutschen Vernichtungskrieg in Osteuropa zeigten, wie die Ausstellung zum »Warschauer Ghetto« 1964 und »Auschwitz – Bilder und Dokumente« 1966. Zuvor seien Ausstellungen privater Initiativen von Überlebenden oder Studierenden sehr viel kleiner und in ihrer Wirkung lokal begrenzt gewesen.⁶⁶ Hervorzuheben ist die Ausstellung »Ungesühnte Nazijustiz«, die 1959 in Karlsruhe das erste Mal gezeigt wurde und für die sich das West-Berliner SDS-Mitglied Reinhard Strecker verantwortlich zeigte. Strecker belegte darin erstmalig die NS-Vergangenheit zahlreicher westdeutscher Richter und Staatsanwälte. Da er die verwendeten historischen Dokumente unter anderem aus der DDR erhalten hatte und die ostdeutsche Regierungspartei SED zeitgleich eine politische Kampagne gegen sogenannte »NS-Blutrichter« in der Bundesrepublik durchführte, entstand eine hitzige politische Kontroverse. Schlussendlich bestätigte der Generalbundesanwalt die Authentizität der Dokumente. Der Historiker Detlef Siegfried resümiert: »Die Brisanz der Anwürfe bestand darin, daß sie größtenteils zutrafen.«⁶⁷ In der öffentlichen Debatte wurden Rufe

61 Glienke, Stephan Alexander: Die Darstellung der Shoah im öffentlichen Raum. Die Ausstellung »Die Vergangenheit mahnt« (1960–1962), in: ders./Paulmann/Perels: Erfolgsgeschichte Bundesrepublik?, S. 147–183, hier: S. 154.

62 Mausbach: Wende um 360 Grad?, S. 26.

63 Ebd.; Frei: 1968, S. 79–88.

64 Bähr, Fabian: Fernsehreihe DAS DRITTE REICH, in: Fischer/Lorenz: Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung«, S. 162–163.

65 Glienke: Die Darstellung der Shoah, S. 156.

66 Ebd., S. 155–157.

67 Siegfried: Zwischen Aufarbeitung und Schlußstrich, S. 80–81.

nach Veränderungen im juristischen Personal laut, die in ihrer Konsequenz dann jedoch hinter den Erwartungen zurückblieben.⁶⁸

Mehrere 68er*innen erinnerten sich, in ihrer Jugend durch ein Medienerlebnis mit dem Holocaust konfrontiert worden zu sein. Dies weist auf die starke Bedeutung von Medienprodukten für die Erinnerungskultur hin. Aufgrund der oben geschilderten Sprachlosigkeit in den Familien und des fehlenden eigenen bewussten Erlebens der NS-Zeit oder der alliierten Aufklärungskampagnen in der Nachkriegszeit, sahen sich viele mit diesen Informationen nahezu unvorbereitet konfrontiert. So erinnerte sich das ehemalige Mitglied der Kommune 2, Christel Kalisch (geb. 1947 als Christel Bookhagen):

»Ein ganz entscheidendes Erlebnis hatte ich in der 10. Klasse. Ohne uns auch nur im Geringsten darauf vorzubereiten, führte man uns in einen Filmraum nahe dem Bahnhof Zoo und zeigte uns einen Film über die Ermordung der Juden in den Gaskammern. Dieser Film war schrecklich. Ich weiß noch heute, wie erschlagen und völlig sprachlos ich nach Haus fuhr. Wir hatten vorher im Geschichtsunterricht noch nie über diese Zeit gesprochen und wurden dann mit diesen Originalaufnahmen einfach so konfrontiert. Das war wie ein Trauma. Auch nachher wurde über diesen Film, über die Nazizeit [...] nicht in der Schule geredet.«⁶⁹

Vielen Jüngeren wurde wie Christel Kalisch eindrucksvoll bewusst, wie wenig sie von ihren Eltern oder in der Schule über die Verbrechen des Nationalsozialismus erfahren hatten.⁷⁰ In mehreren Erinnerungen klagten Mitglieder dieser Generation an, auf ihr Entsetzen und ihre Fragen hinsichtlich der ihnen offenbar gewordenen NS-Verbrechen keine Antworten erhalten zu haben.⁷¹ Gerade eindrucksvolle »visuelle Repräsentationen« wirkten auf einige junge Deutsche wie »Schockerlebnisse«.⁷² Diese haben sich in der veränderten (Massen-)Medienlandschaft erstmalig so breit entfalten können.⁷³ Eine zunehmende erinnerungskulturelle Verhandlung in der Bundesrepublik hatte also auch bei denjenigen, die der späteren Protestgeneration angehörten, schon in den 1950er und 1960er Jahren zu einer stärkeren Wahrnehmung des Nationalsozialismus geführt. Damit wandelten sich auch die Selbst- und Fremdbilder in den verschiedenen Generationen und sozialen Gruppen. Im ersten Jahrzehnt der Bundesrepublik hatte sich die deutsche Gesellschaft noch als Opfer Hitlers und des Krieges imaginieren können.⁷⁴ Das Sprechen und Wissen über NS-Täter*innen und Opfer bezog sich erst etwa ab 1960 auf die im Nationalsozialismus Verfolgten und Überlebenden des Holocaust. Das liegt darin begründet, dass die wenigen Opfer der Verfolgung, die überlebt hatten und in Deutschland geblieben oder dorthin zurückgekehrt waren, von der öffentlich dominanten Erin-

68 Ebd.

69 Kätzel: Die 68erinnen, S. 259–260.

70 Vgl. Mausbach: Wende um 360 Grad?, S. 27–28.

71 So erinnerte sich u.a. auch Ingrid Schmidt-Harzbach, Aktivistin im SDS und im Aktionsrat: Schmidt-Harzbach: »Frauen erhebt euch«, S. 50. Vollständiges Zitat siehe weiter unten.

72 Mausbach: Wende um 360 Grad?, S. 28. Zitate Mausbach.

73 Ebd., S. 26.

74 Hier nur exemplarisch: Moeller, Robert G.: Deutsche Opfer, Opfer der Deutschen. Kriegsgefangene, Vertriebene, NS-Verfolgte: Opferausgleich als Identitätspolitik, in: Klaus Naumann (Hg.): Nachkrieg in Deutschland, Hamburg 2001, S. 29–58.

nerungskultur lange ausgeschlossen waren. Die Erinnerungskultur ihrer Erfahrungsgemeinschaft gelangte kaum in das Bewusstsein der Mehrheitsgesellschaft. Vor allem mit dem Prozess gegen Adolf Eichmann in Jerusalem 1961, über den auch in der bundesdeutschen Presse breit berichtet wurde, traten erstmalig zahlreiche Überlebende öffentlich in Erscheinung und erzählten von den miterlebten Massenverbrechen.⁷⁵ Trotzdem blieben die Opfer weitgehend anonym und ihr Schicksal unpersönlich. Auch die zeithistorische Forschung verschob ihr Interesse zunächst von den »deutschen Opfern« auf die NS-Täter*innen und nicht auf diejenigen, die von ihnen verfolgt worden waren.⁷⁶ Auschwitz erschien als »anthropologisches Symbol, für das was Menschen anrichten können.«⁷⁷ Dies begünstigte, dass der Nationalsozialismus in der anklagenden Protestrhetorik der Studentenbewegung abstrakt blieb und »Auschwitz« (oder später »Holocaust«) als Synonym für Verfolgungen und schlimmstmögliche Verbrechen genutzt wurde.⁷⁸ Die Generation der Studentenbewegung konnte also darauf zurückgreifen, dass die NS-Verbrechen seit Ende der 1950er Jahre stärkeren Eingang in die öffentliche Erinnerungskultur gefunden hatten, und entwickelte daraus eine Anklage »aus Empörung über die Doppelmoral, mit der die westdeutsche Gesellschaft diesen Verbrechen entgegengrat und ihre Vergangenheit zu bewältigen behauptete.«⁷⁹

Transnationale Mobilität und Differenzenerfahrung

Neben der oben dargestellten öffentlichen Verhandlung des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik kamen weitere Erfahrungen hinzu, die die »68er-Generation« erinnerungskulturell prägten. Dafür waren Differenzenerfahrungen durch Auslandsaufenthalte und internationale Kontakte sehr wichtig. Zahlreiche Protagonistinnen der neuen Frauenbewegung hatten in Austauschprogrammen oder durch Berufstätigkeit im Ausland entsprechende Erfahrungen gesammelt. Die Auseinandersetzung mit einer anderen Gesellschaft und die Erfahrung, wie auf sie als Deutsche reagiert wurde, beeinflussten ihre Sicht auf die deutsche Vergangenheit. Viele von ihnen lernten erstmals bewusst Menschen kennen, die selbst oder deren ältere Familienmitglieder im Nationalsozialismus verfolgt worden waren.⁸⁰

75 Sabrow, Martin: Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen den Welten, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, S. 13–32, hier: S. 17.

76 Mausbach: Wende um 360 Grad?, S. 30.

77 Siegfried: Zwischen Aufarbeitung und Schlußstrich, S. 96.

78 Siehe hierzu weiter unten und Kapitel 5.1.

79 Siegfried: Zwischen Aufarbeitung und Schlußstrich, S. 104.

80 Von ihren Auslandserfahrungen berichteten Alice Schwarzer, Helke Sander, Dagmar Schultz, Annemarie Tröger, Ursula Nienhaus und viele andere. Die feministischen Archive FFBIZ und FrauenMediaTurm führen seit einiger Zeit Oral History-Interviews mit ehemaligen Aktivistinnen, in denen dieserart Erlebnisse auch reflektiert werden. Vgl. außerdem die Berichte in: Schwarzer: Lebenslauf; Bock: Pionierarbeit; Othmer, Regine: Annemarie Tröger. Skizze einer Biographie, in: dies./Reese/Sachse: Annemarie Tröger, S. 377–409. Die Auslandserfahrungen der Aktivistinnen der neuen Frauenbewegung waren für ihr feministisches Engagement und die Entwicklung der historischen Frauenforschung sehr wichtig (hierzu auch Kapitel 4.1). Zu Helke Sander und Alice Schwarzer, die beide hervorstechende Trägerinnen der neuen Frauenbewegung waren und wichtige Impulse und konkrete Kampagnen aus Finnland (Sander) und Frankreich (Schwarzer) mitbrachten: Schulz: Der lange Atem der Provokation, S. 30–31.

Die Historikerin Belinda Davis geht jedoch nicht von Einzelbiografien aus, sondern betont, dass aufgrund bestimmter historischer Bedingungen »Mobilität« zu einer Generationserfahrung der 68er*innen wurde. Sie stellt die These auf, »dass der transnationale und breitere transkulturelle Kontakt sowohl Ursache als auch Folge der außerparlamentarischen Bewegung war.«⁸¹ Die »außergewöhnliche räumliche und geistige Mobilität« gegen und nach Kriegsende sei ein »wesentlicher Faktor« für die Sozialisierung und Politisierung der späteren Aktivist*innen gewesen.⁸² Zunächst seien die historischen Umstände der Nachkriegszeit zu beachten: Umsiedlung, Kontakt mit Fremden und Besatzungsangehörigen, eine Erschütterung der sozialen und gesellschaftlichen Hierarchien infolge der Entnazifizierung, neue familiäre und geschlechtliche Konstellationen aufgrund von Tod, Vertreibung und Gefangennahme von Familienangehörigen, all das habe tiefgreifende Differenzerfahrungen verursacht. Davis erklärt, dass die Eltern der »68er-Generation« aufgrund dieser Erfahrungen offener für neue Lebensentwürfe gewesen seien und somit die unter anderem von Christina von Hodenberg identifizierte »Brückenfunktion« zu der jüngeren Generation einnehmen konnte.⁸³

Auch Christine Thon zeigt in ihrer sozialwissenschaftlichen Studie, dass die Eltern der späteren Aktivist*innen als Unterstützende der Jüngeren wahrgenommen wurden. Sie hätten ihnen »ein »anderes Leben« als das, das die Eltern selbst führen«⁸⁴ ermöglicht. Für die persönliche Entwicklung der späteren Aktivist*innen waren weitere Faktoren bedeutsam: Dazu gehören die zahlreichen Angebote für Jugendliche in den 1950er und 1960er Jahren, an Studienreisen und Austauschprogrammen teilzunehmen und zum Beispiel als Au-Pair im europäischen Ausland oder in den USA zu arbeiten.⁸⁵ Demnach konnten zahlreiche Protagonist*innen der Studentenbewegung und der neuen Frauenbewegung auf Erfahrungen im Ausland zurückgreifen, einige aufgrund ihrer Herkunft und andere durch längere Aufenthalte zum Beispiel in Form eines Studierendenaustauschs. Für viele war diese Differenzerfahrung identitätsbildend.⁸⁶ Einige betonten dabei explizit, hierdurch auch neue Perspektiven auf das Thema Nationalsozialismus erhalten zu haben.

Die vielfältigen, von Mobilität und Differenzerfahrung geprägten Lebensgeschichten, spiegeln sich auch in dem Interviewband über »die 68erinnen« von Ute Kätzel. So war Sigrid Fronius (geb. 1942), die als Vorsitzende des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) an der Freien Universität Berlin eine der bekanntesten Aktivistinnen der Studentenbewegung war, als Deutsche in Rumänien geboren und von der »Erfahrung, einer Minderheit anzugehören«⁸⁷ sehr geprägt. Die Künstlerin Sarah Haffner (geb. 1940), die sich im Republikanischen Club und im Aktionsrat zur Befreiung der Frau engagierte,

81 Davis, Belinda: Transnation und Transkultur. Gender und Politisierung von den fünfziger bis in die siebziger Jahre, in: Reichardt/Siegfried: Das alternative Milieu, S. 313–334, hier: S. 313.

82 Ebd., S. 315.

83 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 100.

84 Thon: Frauenbewegung im Wandel der Generationen, S. 417.

85 Davis: Transnation und Transkultur, S. 324.

86 Belinda Davis bettet ihre Thesen auf die Biografien von 55 Aktivist*innen, die zwischen 1937 und 1957 geboren wurden, dies.: Transnation und Transkultur, S. 314.

87 Kätzel: Die 68erinnen, S. 22. Fronius gehörte außerdem 1976 zum Gründerinnenkreis der feministischen Bewegungszeitschrift *Courage*.

kam als Kind deutsch-jüdischer Emigrant*innen in England zur Welt. Sie machte nach ihrer Rückkehr nach (West-)Deutschland Erfahrungen mit Antisemitismus.⁸⁸ Elsa Rassbach (geb. 1943) hingegen war als Tochter eines Deutschen und einer US-Amerikanerin in den USA aufgewachsen. Als 22-Jährige zog sie nach West-Berlin, wo sie sich unter anderem für desertierte US-amerikanische Soldaten engagierte. Nach eigener Aussage habe sie als College-Absolventin ein großes Wissen über die nationalsozialistische Judenverfolgung gehabt.⁸⁹ Die Mitbegründerin der Kommune 1 hingegen, Dagmar Przytulla (geb. Seehuber), habe erst als 22-jähriges Au-Pair-Mädchen einer deutsch-jüdischen Familie in England »ausführliche[n] Informationen über den Holocaust erhalten«.⁹⁰ Zusammenfassend lässt sich feststellen: Die familiäre Herkunft spielt neben der Politisierung und Sozialisierung in der Studentenbewegung eine ebenso gewichtige Rolle.⁹¹

Retrospektiv maßen die Akteur*innen der Protestbewegungen der 1960er Jahre den gemeinsamen Erfahrungen eine große Bedeutung zu. Sie artikulierten diese als generationelle Gemeinsamkeit.⁹² Gemeinsame Erfahrung und Erlebnisse von historischen Ereignissen konstituieren Generationserzählungen wie über die »68er-Generation«. Diese ist nach Ulrike Jureit die letzte wirkmächtige Generationsbildung im 20. Jahrhundert:

»Sie war wie keine andere generationelle Formierung nach ihr an historischen Bezugsereignissen orientiert, verstand sich selbst als politische Kraft mit Erneuerungsanspruch, und sie organisierte sich in strikter und moralisch aufgeladener Abkehr von der durch Krieg und Nationalsozialismus belasteten Eltern- und Großelterngeneration.«⁹³

Ehemalige Aktivist*innen beschrieben die Studentenbewegung oft als das Milieu, in dem erstmalig ein Sprechen über den Nationalsozialismus möglich gewesen sei. So erinnerte sich die Politikwissenschaftlerin Ingrid Schmidt-Harzbach (geb. 1941), die schon 1968 im SDS und im Aktionsrat aktiv gewesen war, 1988:

88 Ebd., S. 144. Ausführlicher zu Antisemitismus und jüdische Aktivist*innen in der westdeutschen Linken und in der neuen Frauenbewegung Kapitel 5.1.2 und 5.1.3.

89 Kätzel: Die 68erinnen, S. 65–66.

90 Ebd., S. 203. Auch die entstehende feministische Frauenforschung (siehe Kapitel 4.1) erhielt entscheidende Impulse aus dem Ausland, hier vor allem aus den USA, wie unter anderen die Historikerin Gisela Bock beschreibt; vgl. Bock: Pionierarbeit, S. 84. Hervorzuheben ist auch die Biografie von Dagmar Schultz, die sich in den 1970er Jahren unter anderem in der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung engagierte und maßgeblich dazu beitrug, dass in den 1980er Jahren über Rassismus in der neuen Frauenbewegung gesprochen wurde; vgl. Bock: Pionierarbeit, S. 103. Zur afro-deutschen Frauenbewegung siehe Kapitel 6.1.1.

91 Ihre sozialwissenschaftliche Studie dahingehend zusammenfassend: Dehnavi: Das politisierte Geschlecht, S. 350–351.

92 Detlef Siegfried analysiert, diese Generationsschöpfung sei zu einem erheblichen Teil ein Produkt der medialen Verhandlung von »1968« und der Thematisierung von »Jugend« und ihrer Konflikte gewesen. Zur Diskussion der »Jugend« in den 1950er und 1960er Jahren vgl. auch Lindner, Werner: Jugendprotest seit den fünfziger Jahren. Dissens und kultureller Eigensinn, Wiesbaden 1996. Zur Konsumkultur und Politisierung siehe: Siegfried: Time is on my side; ders.: Vom Teenager zur Pop-Revolution. Politisierungstendenzen in der westdeutschen Jugendkultur 1959 bis 1968, in: Axel Schildt/ders./Karl Christian Lammer (Hg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 582–623.

93 Jureit: Generationenforschung, S. 96.

»Was für mich die Studentenbewegung damals so reizvoll machte, war, daß sie, wenn auch nur für eine kurze Zeit, eine lebendige Öffentlichkeit darstellte. Eine gesellschaftliche Lebendigkeit, eine Vielfalt von Ideen und von unterschiedlichen Menschen. Zum ersten Mal nach dem Faschismus hatte sich da etwas aufgetan, das es vorher in dieser Weise nicht gegeben hatte. [...] Ich hatte das Gefühl, hier endlich Menschen zu finden, die so dachten wie ich, denn es war ja auch eine antifaschistische Bewegung. Als ich das Tagebuch der Anne Frank las, war ich allein. Meine Lehrer und meine Eltern gaben mir damals keine Antworten. Für mich wie für viele meiner Generation war zum Beispiel der Film von Bernhard Wicki, »Die Brücke«, sehr wichtig. Ich erinnere mich, daß ich noch monatelang daran gedacht habe; wenn ich meine Lehrer fragte, dann brachten die mir Bücher mit. Und nun war hier plötzlich diese Studentenbewegung; ich fühlte mich nicht mehr allein, ein Moment, das mich auch mit den Männern verband.«⁹⁴

Dieser Erinnerung von Schmidt-Harzbach zeigt eindrucksvoll auf, wie sich Erinnerungskultur in verschiedenen gesellschaftlichen Räumen und Gruppen unterschiedlich artikuliert und durch die Interessen ihrer Mitglieder begrenzt oder erweitert wird. Die Studentenbewegung wurde zu einem wichtigen Sozialisationsraum, in dem auch Erinnerungen an den Nationalsozialismus verhandelt wurden. Die 68er*innen verfügten außerdem über zahlreiche gemeinsame Erfahrungen, die zur »Vergemeinschaftung« taugten.⁹⁵ Das heißt nicht, dass alle, die sich einer Generation zugehörig fühlen, die gleichen Erlebnisse machen.⁹⁶ Doch »1968« wurde über den engeren Kreis der Aktivist*innen hinaus zu einer positiven Referenz.⁹⁷ Dies ermöglichte die Bezugnahme auf »öffentlich verfügbare Identifikationsobjekte«⁹⁸, die generationsspezifisch kollektiviert wurden. In diesem Sinne funktioniert »Generation« auch als Gedächtniskategorie.⁹⁹ Demnach ist es für diese Arbeit relevant, welches Bild sich die Studentenbewegung vom Nationalsozialismus gemacht hat und wie sich dies in den zahlreichen Protestaktionen, ihrer Inszenierung und Positionierung in den Medien und in ihren bewegungseigenen Kommunikationsräumen darstellte. Die Diskurse und Praktiken der Studentenbewegung waren für die Politisierung der Feministinnen der 1970er Jahre von hoher Bedeutung, deswegen stelle ich diese im Folgenden knapp dar. Der Bezug auf den Nationalsozialismus befeuerte die Krisenwahrnehmung der Protestierenden, diente als semantisches und symbolisches Motiv der öffentlichen Protestkultur und als Referenzpunkt der Kritischen Theorie, die eine wichtige theoretische Grundlage für »1968« war.

94 Schmidt-Harzbach: »Frauen erhebt euch«, S. 49.

95 Jureit: Generationenforschung, S. 82. Zitat Jureit. Diese gemeinsame Erfahrung war aufgrund der Bildungsexpansion, in dessen Zuge viel mehr Frauen an Universitäten studierten als zuvor, geschlechtsübergreifend, so: Albrecht: Die Frankfurter Schule, S. 505. Dieser generationelle Bezugspunkt lag für die Älteren im Zweiten Weltkrieg, der überwiegend in geschlechtergetrennten Erfahrungsräumen erlebt wurde.

96 Jureit: Generationenforschung, S. 81–83.

97 Leonhard: Generationenforschung, S. 330.

98 Jureit: Generationenforschung, S. 17.

99 Leonhard: Generationenforschung, S. 327.

2.1.2 Studentenbewegung um ›1968‹ und Erinnerung an den Nationalsozialismus – Politisierung der Feministinnen

»Doch wenn es nach historischer Erklärung verlangt, wer begreifen will, woher die Bewegung der Jahre 1967/68 kam und was sie vorantrieb, der muss fast ein Jahrzehnt zurückgehen: bis etwa in das letzte Drittel der Ära Adenauer. Damals nämlich, gegen Ende der fünfziger Jahre, begann sich jene spezifische Generationenkonstellation herauszubilden, in der eine halbe Dekade später die Konflikte zwischen APO und ›Establishment‹ vor allem ausgetragen werden sollten. Mehr als irgendwo sonst in Europa (nicht zu reden von den USA) resultierten diese Konflikte in der Bundesrepublik aus der Erfahrung des Zweiten Weltkriegs – genauer gesagt, aus dem Umgang mit dem Nationalsozialismus und seinen Verbrechen.«¹⁰⁰

Der Historiker Norbert Frei stellt hiermit fest, dass die westdeutsche Studentenbewegung ein Spezifikum aufwies: das gesellschaftliche Erbe des Nationalsozialismus. Sowohl in ihrer Ausprägung als auch in ihrer nachträglichen Bewertung unterlag sie damit anderen Bedingungen als die Protestbewegungen in den anderen westlichen Industrienationen.¹⁰¹ Dies prägte auch die Entstehungsphase der Studentenrevolte, das Jahrzehnt vor 1968.¹⁰²

In der Bundesrepublik etablierten sich die Studentenproteste in einer Atmosphäre der kritischen Bewusstseinsbildung, die sich schon in den späten 1950er Jahren in der Bewegung gegen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr entwickelt hatte. Zahlreiche Schriftsteller*innen und Intellektuelle, Vertreter*innen aus Gewerkschaften und der Sozialdemokratie formulierten Kritik an der Politik des Bundeskanzlers Konrad Adenauer. Sie fand in der sogenannten *Spiegel*-Affäre von 1962 einen ersten Höhepunkt.¹⁰³ Diese linksliberalen Medienvertreter*innen waren es auch, die schon vor 1968 über personelle und institutionelle Kontinuitäten von NS-Eliten in der Bundesrepublik berichteten.¹⁰⁴ Sie schufen einen öffentlichen Raum, in dem »Zeitkritik« an der herrschenden Regierung geübt wurde und kritische Berichterstattung sich als Berufsethos herausbildete.¹⁰⁵ Führende Medien dieser »Zeitkritik« waren die Wochenzeitung *Die Zeit*, das Magazin

100 Frei: 1968, S. 78.

101 Auch in anderen Nationen resultierten Konflikte der jungen Protestierenden aus einer Auseinandersetzung mit dem »Erbe der Väter«, wie es Herbert nennt: »vom Stalinismus über den Gaullismus bis hin zum Amerika der Rassendiskriminierung«, siehe: Herbert, Ulrich: Drei politische Generationen im 20. Jahrhundert, in: Reulecke: Generationalität, S. 95–114, hier: S. 111.

102 Frei: 1968, S. 79–88.

103 Herbert: Geschichte Deutschlands, S. 846. Die sogenannte *Spiegel*-Affäre ist ein politischer Skandal um die regierungskritische Presseberichterstattung des einflussreichen Magazins *Der Spiegel* und der versuchten Einhegung durch den damaligen CSU-Verteidigungsminister Franz-Josef Strauß, der Verhaftungen von Journalisten und die polizeiliche Besetzung der *Spiegel*-Redaktion veranlasste. Dies löste eine Regierungskrise und öffentliche Proteste für die Erhaltung der Pressefreiheit aus. Vgl. Hodenberg, Christina von: Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945–1973, Göttingen 2006, S. 311–360.

104 Am prominentesten betraf dies den Vertriebenen-Minister Theodor Oberländer, der 1960 zurücktrat, und den Kanzleramtsminister Hans Globke, der trotz anhaltender Kritik bis 1963 im Amt blieb.

105 Jarausch: Die Umkehr, S. 189. Zitat Jarausch.

Der Spiegel und die Fernsehsendung *Panorama*.¹⁰⁶ Dieser zeitkritische Journalismus der 1950er und -60er Jahre »ging auf die generationstypische Haltung der »45er«-Journalisten zurück, sich der Aufklärung über die NS-Vergangenheit besonders zu widmen.«¹⁰⁷ Gerade sie seien es gewesen, die vor einem »neuen 1933« gewarnt hatten. Die Kritiker*innen einte die Sorge um eine mögliche Erosion der bundesrepublikanischen Demokratie. Die aktuellen politischen und gesellschaftlichen Umstände nahmen sie als krisenhaft wahr. Dazu gehörte der Umstand, dass die Bundesregierung seit 1966 ohne eine wirksame parlamentarische Opposition regierte.¹⁰⁸ Eine Bestärkung dieser Krisen-Wahrnehmung sei durch die großen Wahlerfolge der NPD in diesem Zeitraum erfolgt.¹⁰⁹ Verschiedene gesellschaftliche Gruppen sahen vor allem die Planungen zu den sogenannten Notstandsgesetzen kritisch. Sie zogen Parallelen zum nationalsozialistischen Ermächtigungsgesetz.¹¹⁰ An den Universitäten rangen schon seit Anfang der 1960er Jahre Studierende und Hochschulleitungen um eine Reform in Richtung demokratischer Teilhabe.

In der zweiten Hälfte der 1960er Jahre schlossen sich diese verschiedenen kritischen Kräfte zusammen. Die Dimension einer sozialen Bewegung erreichte die (im Kern vom SDS getragene) Studentenbewegung im Zusammenschluss mit zwei weiteren »Netzwerke[n] und Trägergruppen«, der Ostermarschbewegung und dem Aktionsbündnis gegen die Notstandsgesetze.¹¹¹ Im Oktober 1966 taten sie sich als »Kuratorium Notstand der Demokratie« zusammen; der gemeinsame Protest gegen die von der großen Koalition geplanten Notstandsgesetze verband die aus den genannten drei Trägergruppen gebildete Außerparlamentarische Opposition (APO).¹¹² Diese Bewegung in der Bundesrepublik war in internationale Kontexte eingebettet.¹¹³ Ein wichtiger Bestandteil der internationalen Proteste war die Bewegung gegen den Vietnamkrieg, die mit dem Vietnam-Kongress im Februar 1968 in West-Berlin seinen vorläufigen Höhepunkt erreichte.¹¹⁴ Der Krieg stellte die Integrität der USA und somit der westlichen Mächte deutlich in Frage. In

106 Hodenberg: Konsens und Krise, S. 307–308.

107 Ebd. Vgl. auch: Hodenberg, Christina von: Politische Generationen und massenmediale Öffentlichkeit. Die »45er« in der Bundesrepublik, in: Jureit/Wildt: Generationen, S. 266–294, hier: S. 281; Herbert: Drei politische Generationen, S. 97–108.

108 Die vom SDS organisierte Protestaktion gegen den Besuch des kongolesischen Diktators Tschombé im Dezember 1964 erzeugte eine breite öffentliche Resonanz und gilt als erstes historisches Ereignis der Studentenbewegung, Becker/Schröder: Die Studentenproteste der 60er Jahre, S. 103.

109 Herbert: Geschichte Deutschlands, S. 854. Detlef Siegfried erläutert, dass eine Mehrheit der westdeutschen Bevölkerung in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre von einer »Schlussstrich-Mentalität« beseelt gewesen sei, und liest dies u.a. am Zulauf zur NPD bei den Landtagswahlen 1966 und 1968 und Umfrageergebnissen hinsichtlich der öffentlichen Meinung zur Strafverfolgung von NS-Tätern ab, vgl. Siegfried: Zwischen Aufarbeitung und Schlußstrich, S. 100–105.

110 Herbert: Geschichte Deutschlands, S. 854.

111 Schulz, Kristina: Studentische Bewegungen und Protestkampagnen, in: Roth/Rucht: Die sozialen Bewegungen in Deutschland, S. 417–446, hier: S. 437–438; Rucht, Dieter: Die Ereignisse von 1968 als soziale Bewegung. Methodologische Überlegungen und einige empirische Befunde, in: Gilcher-Holtey: 1968, S. 153–172.

112 Richter, Pavel A.: Die Außerparlamentarische Opposition in der Bundesrepublik Deutschland 1966 bis 1968, in: Gilcher-Holtey: 1968, S. 47–74, hier: S. 48–49.

113 Gilcher-Holtey, Ingrid: Die 68er Bewegung. Deutschland – Westeuropa – USA, München 2001.

114 Ebd., S. 35–48.

ihren Protesten griffen die Aktivist*innen auf Vergleiche mit dem Nationalsozialismus zurück, sahen in den in Vietnam begangenen Kriegsverbrechen an der Zivilbevölkerung etwa eine Wiederkehr von »Auschwitz«.¹¹⁵

Diese internationale Perspektive verband sich mit den unmittelbaren Gewalterfahrungen im Protestgeschehen seit 1967. Am 2. Juni hatte der West-Berliner Polizist Karl-Heinz Kurras den 26-jährigen Benno Ohnesorg in einem Hinterhof erschossen.¹¹⁶ Diese bis heute in seinen Hintergründen nicht ganz geklärte Tat beging Kurras im Rahmen des gewaltvollen Auseinandertreibens friedlich Demonstrierender durch die West-Berliner Polizei.¹¹⁷ Diese Gewalttat war für die Studentenbewegung ein Schock. Der 2. Juni 1967 wurde so für die Protestbewegung der gesamten APO ein Katalysator.¹¹⁸ Er gilt als Wendepunkt der Studentenbewegung hin zu gewaltvolleren Formen des Protests und der Radikalisierung einzelner Gruppen der Außerparlamentarischen Opposition.¹¹⁹ Auch dieses Aufeinandertreffen von zivilem Protest und staatlicher Gewalt setzten einige Beteiligte mit dem Nationalsozialismus gleich, etwa indem sie den sterbenden Benno Ohnesorg und Opfer von Erschießungen durch die nationalsozialistische SS auf Flugblättern nebeneinander abbildeten.¹²⁰ Die nächste Eskalationsstufe wurde mit dem Attentat auf Rudi Dutschke am 11. April 1968 erreicht, das dieser nur knapp überlebte. Die Aktivist*innen gaben der Springer-Presse, die besonders in der *Bild-Zeitung* massive Kampagnen gegen die Studentenbewegung betrieb und dazu aufgerufen hatte, Dutsch-

-
- 115 Mausbach, Wilfried: America's Vietnam in Germany – Germany in America's Vietnam. On the Relocation of Spaces and the Appropriation of History, in: Davis u.a.: Changing the world, S. 41–64, hier: S. 46–48. Die Bewegung gegen den Vietnamkrieg spielt in der Transnationalisierung des Holocaust eine wichtige Rolle. Eine symbolische Gleichsetzung von Vietnamkrieg und »Auschwitz« (als Chiffre für Menschheitsverbrechen) war auch Teil der US-amerikanischen Protestrhetorik, vgl. Mausbach: America's Vietnam in Germany, S. 54; Schmidtke: Der Aufbruch der jungen Intelligenz, S. 150–152.
- 116 Zu diesem Ereignis, das übereinstimmend als Schlüsselereignis für »1968« gilt: Soukup, Uwe: Der 2. Juni 1967. Ein Schuss, der die Republik veränderte, Berlin 2017; Michels, Eckard: Schahbesuch 1967. Fanal für die Studentenbewegung, Berlin 2017.
- 117 2009 wurde publik, dass Karl-Heinz Kurras inoffizieller Mitarbeiter der Stasi war. Inwiefern ihn diese Tätigkeit zur Erschießung des unbewaffneten Demonstrierenden Ohnesorg motiviert hat, ist bis heute nicht geklärt; Fuhrer, Armin: Wer erschoss Benno Ohnesorg? Der Fall Kurras und die Stasi, Berlin 2009; Tschernitschek, Marc: Der Todesschütze Benno Ohnesorgs. Karl-Heinz Kurras, die Westberliner Polizei und die Stasi, Marburg 2013.
- 118 Richter: Die Außerparlamentarische Opposition, S. 62–70.
- 119 Hier sind v.a. die »Bewegung 2. Juni« und die »Rote Armee Fraktion RAF« gemeint; zur Verquickung antisemitischer Motive und der linksextremistischen Terrorgruppen vgl. Kraushaar, Wolfgang: Antisemitismus in der radikalen Linken (1967–1976), in: Monika Hölscher/ders. (Hg.): Zerstörung – Vernichtung – Neuanfang. Jüdisches Leben in Deutschland nach 1945, Wiesbaden 2014, S. 43–59, hier: S. 45–47.
- 120 Paulmann, Volker: Die Studentenbewegung und die NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik, in: Glienke/Paulmann/Perels: Erfolgsgeschichte Bundesrepublik?, S. 185–216, hier: S. 205–206. Auch die konservative Öffentlichkeit bediente sich des NS-Vergleichs; so verglichen die Springer-Medien die gewalttätigen Studentenproteste mit Ausschreitungen der nationalsozialistischen SA, vgl. Chaussy, Ulrich: Rudi Dutschke. Die Biographie, München 2018, S. 293.

ke »zu stoppen«, unmittelbare Schuld an dem Mordversuch durch den rechtsextremen Josef Bachmann.¹²¹

Die konservative Öffentlichkeit wurde in dieser Eskalation immer mehr zum Feindbild der Protestierenden. Sie selbst sowie ihre Forderungen waren einerseits selbst ausführlich repräsentierter Gegenstand der überregionalen Berichterstattung. Andererseits berichteten vor allem die Springer-Medien oft skandalisierend und teilweise nicht wahrheitsgetreu über die Vorgänge bei öffentlichen Demonstrationen.¹²² Viele der Aktivist*innen empörten sich darüber und empfanden ein großes Misstrauen gegenüber Teilen der Medienöffentlichkeit; dieses Misstrauen wurde in der Studentenbewegung kollektiv erfahren.¹²³ Die Kampagne gegen den Medienkonzern Springer und die Schaffung eigener Kommunikationskanäle gingen miteinander einher.¹²⁴ Die Unzufriedenheit darüber, wie konservative Medien die eigene Bewegung darstellten, stärkte das Bedürfnis nach eigenen Alternativmedien. Christel Bookhagen, Mitglied der Kommune 2, erinnerte sich:

»Wenn wir uns nicht exponiert hätten, hätte man uns nicht gehört, und wir wären nie in die Medien hineingekommen, ganz abgesehen davon, dass über uns sowieso hauptsächlich Falsches in den Zeitungen, aber auch in Radio und Fernsehen berichtet wurde. Unsere Sichtweise hatte nur in Ausnahmefällen eine Chance, veröffentlicht zu werden. Wir mussten uns unser Forum selbst schaffen.«¹²⁵

Die sich in den 1970er Jahren entwickelnde feministische Öffentlichkeit steht in Tradition dieser Gegenöffentlichkeit der Studentenproteste.¹²⁶ Die Alternativöffentlichkeit wurde auch als Verhandlungsraum »unbequemer Wahrheiten« erfahren, wie sich SDS-Mitglied Susanne Schunter-Kleemann bezüglich der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus erinnerte:

»[D]ie NS-Verbrechen wurden absolut tabuisiert. Sie waren nicht einmal in den Lehrveranstaltungen an der Universität präsent. [...] Aber im SDS, im Argument-Club und in unseren Zeitschriften, wie der »Neuen Kritik« und dem »Argument«, wurde die Auseinandersetzung mit dem Faschismus und der faschistischen Vergangenheit der Bundesrepublik intensiv geführt.«¹²⁷

Die Studentenbewegung durchbrach die bis Mitte der 1960er Jahre bestehende »Diskursblockade«¹²⁸ zur NS-Vergangenheit, wie es Rusinek nennt, und verlieh der »Aufarbeitung« eine neue Dringlichkeit. Die Protestierenden stützten sich auf das seit Ende der

121 Lindner: Jugendprotest seit den fünfziger Jahren, S. 241–242.

122 Zur Rolle der Massenmedien rund um 1968 vgl. die weiterführende Literatur, auf die Sven Reichardt verweist: Reichardt: Authentizität und Gemeinschaft, S. 225–231.

123 Kraushaar: 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur, S. 11.

124 Hodenberg: Konsens und Krise, S. 72.

125 Kätzel: Die 68erinnen, S. 269. Hervorhebung im Original.

126 Siehe Kapitel 2.1.3.

127 Kätzel: Die 68erinnen, S. 107.

128 Rusinek: Von der Entdeckung der NS-Vergangenheit, S. 118.

1950er Jahre kursierende Wissen über die Taten der NS-Eliten und personellen Kontinuitäten in gesellschaftlich wichtigen Positionen. Sie klagten an, dass viele NS-Täter*innen und NS-Funktionsträger nie für ihre Handlungen zur Verantwortung gezogen worden waren.¹²⁹ Ein Symbolbild dieser Anklage wurde die öffentliche Ohrfeige des amtierenden Bundeskanzlers Kurt Georg Kiesinger am 7. November 1968. Der in Frankreich lebenden Journalistin und politischen Aktivistin Beate Klarsfeld war es gelungen, sich Kiesinger bei einer Veranstaltung zu nähern und mit der Ohrfeige ihre Empörung über seine Vergangenheit als NSDAP-Mitglied und Funktionär im Staatsapparat des NS-Regimes auszudrücken. Im *Spiegel* verteidigte sie diese öffentliche Aktion nicht nur als »politischen Akt«, sondern antwortete auf die Frage, ob diese Tat »die Frauen zur Nachahmung anfeuern« solle:

»Daß eine Frau auf diese Weise ins politische Leben eingetreten ist, sehe ich als weiteren Schritt vorwärts zur Emanzipation der deutschen Frau. Ich habe nicht studiert, ich bin eine einfache Bürgerin. Aber eines Tages habe ich gefühlt, daß ich dies für Deutschland, und um die Ehre Deutschlands zu retten, tun mußte.«¹³⁰

Beate Klarsfeld hatte diese Aktion sorgfältig vorbereitet und bewusst in die kritische Öffentlichkeit rund um die Proteste der Außerparlamentarischen Opposition eingebettet. Damit erhoffte sie sich die größtmögliche Aufmerksamkeit für ihre Anklage Kiesingers.¹³¹ Dass sie ihre Aktion als Tat zur »Emanzipation der deutschen Frau« einordnete, ist bemerkenswert, da Klarsfeld darüber hinaus nicht durch feministische Äußerungen oder Beteiligung in der Frauenbewegung bekannt wurde. Ihr Protestakt, für den sie letztlich zu vier Monaten Haft auf Bewährung verurteilt wurde, erhielt auch von jungen Frauen Beachtung und Bewunderung.¹³²

Diese Protestkultur der öffentlichen Anklage erzeugte auch einige Schief lagen. Die Verunglimpfung als »Nazi« bemaß sich in einigen Fällen eher daran, ob zum Beispiel Professoren die Studentenproteste unterstützten, und nicht an ihrer tatsächlichen NS-Belastung.¹³³ Zu oft wurde der »Faschismus-Vorwurf« als Provokation vor sich hergetragen, zu wenig letztlich für eine fundierte Recherche und eine differenzierte Einordnung der Rolle Einzelner getan.¹³⁴ In ihrer Anklage der kontinuierlichen politischen

129 Ebd., S. 116–117. Auf diese Wahrnehmung der Außen- bzw. Globalpolitik verweist auch Mausbach: Wende um 360 Grad?, S. 29. Angesichts eines »scheinbaren amerikanischen Völkermordes in Vietnam« seien auch 1945 und der Holocaust als Referenz in der Diskussion aktualisiert worden, vgl. ebd.

130 »Die Ohrfeige war ein politischer Akt«. SPIEGEL-Interview mit Beate Klarsfeld, in: Der Spiegel, 17.11.1968, S. 34.

131 Klarsfeld, Beate/Klarsfeld, Serge: Erinnerungen, Berlin/München/Zürich 2017, S. 119–150.

132 Kätzel: Die 68erinnen, S. 115, S. 138.

133 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 67.

134 Reichel: Vergangenheitsbewältigung in Deutschland, S. 19. So wirft Reinhard Strecker, der Initiator der o.g. Ausstellung »Ungesühnte Nazijustiz«, den Wortführern des West-Berliner SDS vor, dass diese das Projekt in den 1960er Jahren nicht mehr unterstützt hätten, vgl. Hauser, Dorothea: Dorothea Hauser im Gespräch mit Reinhard Strecker über die SDS-Aktion »Ungesühnte Nazijustiz«, in: Ästhetik & Kommunikation, Jg. 39, H. 140/141 (2008), S. 147–153, hier: S. 147. Auch die Biografin von Rudi Dutschke hält es als »verwunderlich« fest, dass dieser sich nie besonders für die Aufar-

Einflussnahme ehemaliger NS-Funktionsträger hatten »die 68er« jedoch auch nicht Unrecht. Aktuelle Forschungen belegen immer wieder die Kontinuität von NS-Personal in Spitzenpositionen der Bundesrepublik und die zeitgenössisch publik gewordenen Fälle verwiesen auf die Relevanz des Problems.¹³⁵ Mit dem allgemeinen, instrumentalisierten »Faschismus-Vorwurf« kam jedoch eine formelhafte Sprech- und Wahrnehmungsweise der NS-Vergangenheit auf, die letztlich relativierend wirkte und vor allem die Opfer von NS-Verfolgung und Vernichtungskrieg lange ausblendete.¹³⁶ In dieser Hinsicht setzte in den späten 1970er Jahren eine bemerkenswerte erinnerungskulturelle Dynamik ein.¹³⁷

Kritische Theorie – Gegenwartskritik mit Blick nach vorn

Für die »68er-Generation« waren einige politische Theorien von großer Bedeutung. Diese gaben ihren Protesten einen intellektuellen Rahmen und stehen in einem direkten Zusammenhang damit, wie der Nationalsozialismus interpretiert und folglich erinnert wurde. Aus diesem Grund stelle ich die einflussreichsten Ansätze hier kurz vor.

Die Studentenbewegung war im hohen Maße geprägt durch die Theorien Theodor W. Adornos (1903–1969) und Max Horkheimers (1895–1973) sowie weiterer Intellektueller, deren Schriften in den 1960er Jahren wiederentdeckt wurden. In linksintellektuellen einflussreichen Diskussionsforen wie in der Zeitschrift *Das Argument*, die ab 1959 in West-Berlin erschien, wurden diese neuen Gesellschaftsanalysen diskutiert, weiterentwickelt und verbreitet.¹³⁸ Sie war eine »Erbin der marxistischen Philosophie«, die Kategorie der Autorität war darin zentral.¹³⁹ Insbesondere an den Universitäten in West-Berlin und Frankfurt a.M. übten Remigranten wie Theodor W. Adorno und Max Horkheimer auf die dortigen Student*innen großen Einfluss aus. Diese Städte wurden auch deswegen zu den Zentren der Studentenbewegung. Adorno und Horkheimer waren als deutsche Juden vor dem NS-Regime geflohen und in den 1950er Jahren an ihre »alte« Wirkungsstätte, das Frankfurter Institut für Sozialforschung, zurückgekehrt. Ihre jungen Anhänger*innen der 1960er Jahre nahmen jedoch kaum wahr, dass die Kritische Theorie in den 1920er und 1930er Jahren wurzelte und auch eine jüdische intellektuelle Auseinandersetzung mit Assimilation und Ausgrenzung war.¹⁴⁰ Sie rezipierten diese und weitere Theorien wie die psychologischen und soziologischen Ansätze von Wilhelm Reich (1897–1957) oder Herbert Marcuse (1898–1979) höchst selektiv.¹⁴¹

beitung des Nationalsozialismus engagiert habe, vgl. Karl, Michaela: Rudi Dutschke. Revolutionär ohne Revolution, Frankfurt a.M. 2003, S. 73–74.

135 Exemplarisch: Görtemaker, Manfred/Safferling, Christoph: Die Akte Rosenberg. Das Bundesministerium der Justiz und die NS-Zeit, 2. Auflage, München 2016, hier insbes. S. 103–153 und S. 300–357.

136 Zu den zahlreichen Bezugnahmen auf die NS-Geschichte bei Protestaktionen vgl. die Chronik in: Becker/Schröder: Die Studentenproteste der 60er Jahre, S. 96–277.

137 Siehe die folgenden Kapitel 3, 4 und 5.

138 Schmidtke: Der Aufbruch der jungen Intelligenz, S. 144–145.

139 Gilcher-Holtey, Ingrid: Kritische Theorie und Neue Linke, in: dies.: 1968, S. 223–247, hier S. 224–232. Zitat Gilcher-Holtey, ebd. S. 224.

140 Krohn, Claus-Dieter: Die westdeutsche Studentenbewegung und das »andere Deutschland«, in: Schildt/Siegfried/Lammers: Dynamische Zeiten, S. 695–718, hier: S. 699–703.

141 Ebd., S. 702–703; Herzog, Dagmar: Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, Neuaufgabe, Gießen 2021, S. 193–194; Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 166.

Die Kritische Theorie war in der Auseinandersetzung mit dem aufkommenden Nationalsozialismus entwickelt worden. Ihre Schriften wie jene über den »autoritären Staat« (Horkheimer) und die »Aufarbeitung der Vergangenheit« (Adorno) gehörten zum gängigen Lektürekanon kritischer Studierender der 1960er Jahre und die Vorlesungen ihrer Verfasser erhielten großen Zulauf.¹⁴² Adorno war dabei lange ein expliziter Unterstützer der Studentenproteste.¹⁴³ Er verstieg sich nach der Erschießung Benno Ohnesorgs sogar zu der Aussage, die protestierenden Student*innen hätten in der Bundesrepublik den Platz der Jüdinnen*Juden im NS-Regime eingenommen, und leistete so der Symbolisierung des Holocaust und der Opferidentifikation der linken Aktivist*innen Vorschub.¹⁴⁴

Studierende der 1960er Jahre kritisierten den fehlenden Praxisbezug der Kritischen Theorie und identifizierten sich selbst als »intellektuelle Avantgarde«, der es zuzugedacht sei, eine gesellschaftliche Transformation voranzutreiben.¹⁴⁵ Die im SDS ab 1964/65 einflussreichen Rudi Dutschke und Hans-Jürgen Krahl griffen für eine Theoretisierung ihres Aktivismus zusätzlich auf den Ansatz von Herbert Marcuse zurück, wonach nur gesellschaftlich marginalisierte Gruppen »von unten« radikale gesellschaftliche Veränderungen herbeiführen könnten.¹⁴⁶ Dies führte auch zu Konflikten mit ihren »geistigen Vätern«. Theodor W. Adorno distanzierte sich ab Mitte 1968 von der Studentenbewegung. Er verurteilte, dass sie ihre Gesellschaftskritik ungefiltert auf die Universität übertrügen und forderte, sie sollten zwischen Kritischer Theorie und politischer Praxis stärker unterscheiden.¹⁴⁷

Die antiautoritäre Veränderungsmaxime bezog sich nicht nur auf das Individuum, sondern auch auf die Strukturen, die es umgab: Erziehung und Prägung in Familie, Massenmedien und Konsumkultur, Staat und Bildungsinstitutionen.¹⁴⁸ Damit vollzog die Studentenbewegung auch einen Richtungswechsel in der Frage, wie die NS-Vergangenheit aufzuarbeiten sei. Sie forderte – im Einklang mit der Kritischen Theorie – die gesamtgesellschaftliche, strukturelle Aufarbeitung und nahm von der Anklage individuell-biografischer Belastungen ein Stück weit Abstand. Es galt, ein »neues 1933« zu verhindern.¹⁴⁹ Diese Akzentverschiebung machte die »Aufarbeitung« im Individuellen ungenauer – der marxistische Theoretiker Wolfgang Fritz Haug schrieb in *Das Argument*, man

142 Frei: 1968, S. 94–95.

143 Abromeit, John: The Limits of Praxis. The Social-Psychological Foundations of Theodor Adorno's and Herbert Marcuse's Interpretations of the 1960s Protest Movements, in: Davis u.a.: Changing the world, S. 13–38, hier: S. 19–20.

144 Ebd., S. 21–22.

145 Gilcher-Holtey: Kritische Theorie, S. 236–237.

146 Sie beriefen sich außerdem u.a. auf den kubanischen Revolutionär Che Guevara und den Kolonialismuskritiker Frantz Fanon, vgl. Gilcher-Holtey: Kritische Theorie, S. 244.

147 Abromeit: The Limits of Praxis, S. 24–25.

148 Gilcher-Holtey: Kritische Theorie, S. 241.

149 Auch die historische Forschung setzte sich nach 1945 zunächst eingehend mit der Frage auseinander, wie es zum Nationalsozialismus gekommen war (Referenzpunkt 30. Januar 1933) und weniger mit seinen Verbrechen (Referenzpunkt 27. Januar 1945, Befreiung von Auschwitz). Die Proteste der APO wiederum richteten sich auf die Befürchtung eines »neuen 1933«, z.B. in Gestalt der Notstandsgesetze, und beschworen gleichzeitig ein »neues 1945« in Vietnam, Mausbach: Wende um 360 Grad?, S. 21–24, S. 29.

wolle keine »Personenjagd« mehr – aber gesamtgesellschaftlich dringlicher.¹⁵⁰ Es ging nun mehr um aktuelle Strukturen, Verhaltensweisen und geistige Haltungen und weniger um vergangenes Handeln oder die historische Betroffenheit Einzelner.¹⁵¹ So kam es auch zu den grotesk anmutenden Protestaktionen an der Frankfurter Universität gegen Theodor W. Adorno selbst, die darin gipfelten, dass Adorno im Januar 1969 die Besetzung des Soziologischen Instituts von der Polizei auflösen ließ. In Reaktion darauf stellten die Protestierenden ihn, der in den 1930er Jahren aus Deutschland fliehen musste, auf Flugblättern als Nachkomme des NS-Propaganda-Ministers Joseph Goebbels dar.¹⁵²

Auch der in den 1960er Jahren breit rezipierte und bis heute prominente Bestseller von Alexander und Margarete Mitscherlich »Die Unfähigkeit zu trauern«¹⁵³ (1967) war in seiner Grundaussage als kollektivpsychologische Studie angelegt. Die zentrale These des Psychoanalytiker*innenpaares lautete, dass »die Deutschen« sich nicht trauernd von ihrer Begeisterung für Adolf Hitler und den Nationalsozialismus verabschiedet, sondern die Gefühle des schmerzlichen Verlusts durch die rege Beschäftigung mit dem Wiederaufbau überdeckt hätten. Eine tiefgehende Beschäftigung mit der NS-Zeit sei deswegen ausgeblieben. Das Werk bot dabei weniger eine historisch-kritische Auseinandersetzung mit der Schuld der nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft« als eine sozialpsychologische Anleitung zur zukünftigen Vermeidung des von der Elterngeneration erlebten »Dilemmas«.¹⁵⁴

Die antiautoritäre Kinderladenbewegung und Sexualitätsdebatte

Der gegenwarts- und zukunftsbezogene Ansatz in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus spielte auch für die Kindererziehung eine wichtige Rolle. Auch in diesem Feld sollte der politische Aktivismus – von klein auf – gesellschaftsverändernd wirken. Gemäß der Analyse der Kritischen Theorie, dass die gesellschaftliche Prägung durch Autoritätsstrukturen sowohl in politisch-strukturellen wie geistig-kulturellen Dimensionen vorherrschend sei, maß diese der Persönlichkeitsbildung junger Menschen eine

150 Paulmann: Die Studentenbewegung, S. 187, S. 195–196. Haug zitiert nach ebd., S. 196. Clemens Albrecht konstatiert auch in der politisch-historischen Selbstverständigung der Bundesrepublik diesen Perspektivwechsel hin zu einer »Grundsatzdiskussion«, die unter Historiker*innen und anderen Theoretiker*innen die Entwicklung der »Sonderwegsthese« einleitete, Albrecht: Die Frankfurter Schule, S. 510–514.

151 Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik und ihre Opfer blieben dabei ebenso unsichtbar wie die breite gesellschaftliche Beteiligung nicht-verfolgter Deutscher im NS-Regime, die nicht als exzeptionelle Täter*innenfiguren taugten, Mausbach: Wende um 360 Grad?, S. 30–34; Andresen: Linker Antisemitismus, S. 148–149; Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 58.

152 Abromeit: The Limits of Praxis, S. 24–25. Dies weist Christina von Hodenberg auch für die Universität Bonn nach: Die Student*innen ließen die Professoren, die sie als »reformwillig« einschätzten, ungeachtet ihrer NS-Belastung »in Ruhe«, während sie Dekane oder Rektoren, die bei Protesten und Besetzungen die Polizei riefen, als »Nazis« beschimpften, vgl. Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 67.

153 Mitscherlich, Alexander/Mitscherlich, Margarete: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München/Zürich 1967.

154 Freimüller, Tobias: Der versäumte Abschied von der Volksgemeinschaft. Psychoanalyse und »Vergangenheitsbewältigung«, in: Jürgen Danyel/Jan-Holger Kirsch/Martin Sabrow (Hg.): 50 Klassiker der Zeitgeschichte, Göttingen 2007, S. 66–70.

hohe Bedeutung zu.¹⁵⁵ Dies folgte Theodor W. Adornos Diktum, nach dem besonders die frühkindliche Sozialisation beachtet werden müsse, wollte man einen neuen Faschismus verhindern.¹⁵⁶ Die seit 1968 zuerst von Frauen gegründeten Kinderläden wurden zum Ort des Ausprobierens von antiautoritären Erziehungskonzepten. Sie bestanden im Wesentlichen darin, die Kinder nicht zu reglementieren. Ihre Bedürfnisse und ›freie Entfaltung‹ hatten absoluten Vorrang, auf Strafen und Verbote wurde verzichtet, Sexualität sollte nicht tabuisiert werden und als konservativ empfundene Rollenverteilungen zwischen Eltern und Kindern und zwischen den Geschlechtern galt es aufzuheben.¹⁵⁷

Die Gründerinnen der ersten Kinderläden 1968 hatten diese jedoch vornehmlich als ›Selbsthilfe‹ für Mütter konzipiert. Sie verfolgten aber auch das politische Konzept, zusammen mit Erzieherinnen auf die mangelnde gesellschaftliche und ökonomische Wertschätzung der Kindererziehung aufmerksam zu machen. Die Kinderladenbewegung wurde noch im Jahr 1968 von aktivistischen Männern samt ihres theoretischen Überbaus übernommen. Dies geschah »in Phasen geradezu putschistisch«¹⁵⁸, wie Helke Sander sich zehn Jahre später erinnerte. Sander und ihre Mitstreiterinnen hatten sich an konkreten Erziehungsprojekten orientiert, an den Summhill-Schulen (1921) von Alexander S. Neill und an dem sogenannten Kinderheimlaboratorium in Moskau von Vera Schmidt (1924), deren Modelle in die antiautoritäre Pädagogik mit einfließen.¹⁵⁹

Schon in ihrer Rede bei der SDS-Delegiertenkonferenz im September 1968 hatte Helke Sander auf die gesellschaftsverändernde Kraft der Kindererziehung verwiesen und von den ersten Kinderläden berichtet.¹⁶⁰ Damit hatte sie die Relevanz der Frauen und ihrer Erziehungs- und Fürsorgearbeit hervorgehoben.¹⁶¹ Mit der Okkupation der Kinderladenbewegung drängten die männlichen Theoretiker die Bedürfnisse der Mütter ab.¹⁶² Die Ideen und Praktiken der antiautoritären Pädagogik wurden jedoch nur in wenigen Zirkeln so ideologisch diskutiert und durchgeführt wie im West-Berliner Zentralrat sozialistischer Kinderläden.¹⁶³ Darüber hinaus entfalteten die Ansätze der antiautoritären

155 Kraushaar, Wolfgang: Von der Totalitarismus- zur Faschismustheorie. Zu einem Paradigmenwechsel in der Theoriepolitik der bundesdeutschen Studentenbewegung, in: Claudia Keller (Hg.): Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag. Antifaschismus, Geschichte und Neubewertung, Berlin 1996, S. 234–251.

156 Schulz: Macht und Mythos von ›1968‹, S. 352–353.
Bedeutend waren vor allem: Horkheimer, Max/Marcuse, Herbert/Fromm, Erich (Hg.): Studien über Autorität und Familie. Forschungsbericht aus dem Institut für Sozialforschung, Paris 1936; Adorno, Theodor W.: »Erziehung nach Auschwitz«. Vortrag gehalten im Hessischen Rundfunk am 18.4.1966, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 10.2, Frankfurt a.M. 1977, S. 674–690; ders.: Der antiautoritäre Charakter. Studien über Autorität und Vorurteil, Amsterdam 1968.

157 Reichardt: Authentizität und Gemeinschaft, S. 722. Dies zog in der Sexualerziehung problematische Grenzüberschreitungen nach sich, vgl. das Kapitel »Kindliche Sexualität und das Problem der Pädophilie« in ebd., S. 762–777.

158 Sander, Helke: Mütter sind politische Personen. Die Kinderfrage seit `68, in: Courage, H. 9 (1978), S. 38–42, hier: S. 41.

159 Schulz: Macht und Mythos von ›1968‹, S. 354.

160 Siehe die Einführung in dieses Kapitel 2.

161 Schulz: Macht und Mythos von ›1968‹, S. 355.

162 Sander: Mütter sind politische Personen, S. 41.

163 Einen Überblick über Berlin (West und Ost) gibt Friedrich: Berliner Kinderläden.

Pädagogik ihre Wirkung in die Breite der Gesellschaft. So fasst es Dagmar Herzog zusammen: »Die Bewegung veränderte nicht nur die in Kindergärten, sondern auch die in Grundschulen geübte Praxis in der Bundesrepublik und beeinflusste in zahllosen Familien das Eltern-Kind-Verhältnis.«¹⁶⁴

Diese »Emanzipation von der autoritären Persönlichkeitsstruktur« war ein typisch west-deutsches pädagogisches Konzept, so weist Kristina Schulz nach, dass es in sogenannten »wilden Kindergärten« in Frankreich keine elaborierte theoretische Begründung für die Erziehungspraxis gab.¹⁶⁵ Die westdeutsche Rezeption des »autoritären Charakters« war eng mit der Sexualitätsdebatte der Studentenbewegung verknüpft, die einen Bezug zur nationalsozialistischen Erziehung und Sexualpolitik herstellte.¹⁶⁶ Eine wichtige Grundlage waren die Schriften Wilhelm Reichs, kommunistischer Arzt und Sexualforscher, der stark von Sigmund Freuds Psychoanalyse beeinflusst war. Allen voran sein 1933 veröffentlichtes Werk über die »Massenpsychologie des Faschismus«¹⁶⁷ hatte einen sehr großen Einfluss darauf, welche Vorstellungen sich die »68er-Generation« von Faschismus, Erziehung und Sexualität machte. Es wurde massenhaft in sogenannten Raubdrucken verbreitet und – wie auch andere Schriften Reichs – in den 1960er und 1970er Jahren neu aufgelegt.

Zentrale Aussagen Wilhelm Reichs waren, dass sich »sexuelle Befriedigungsfähigkeit und Sadismus« gegenseitig ausschließen, »die kindliche Sexualität müsse nicht nur toleriert, sondern aktiv gewürdigt werden, um Faschismus und Neurosen gleichermaßen abzuwenden«.¹⁶⁸ Diese Interpretation des Nationalsozialismus als sexualitätsfeindlich und die Annahme, dass eine Unterdrückung von Sexualität zu aggressiven, gewalttätigen, unterwürfigen – kurz »faschistischen« Persönlichkeiten führe, war in der Studentenbewegung weit verbreitet.¹⁶⁹ Dagmar Herzog allerdings sieht in der konservativen Sexualmoral der 1950er Jahre eine gesellschaftliche Bewältigungsstrategie der in diesem Zeitraum als maßlos und »verkommen« interpretierten NS-Zeit.¹⁷⁰ Der Nationalsozialismus sei mitnichten sexualitätsfeindlich gewesen, sondern habe Sexualität – im Rahmen der NS-Rassenideologie und bezogen auf die nicht-verfolgte deutsche Bevölkerungsmehrheit – gefördert.¹⁷¹ Die um 1940 Geborenen waren jedoch in Familien hineingewachsen, die dem Thema Sexualität mit Scham, Tabuisierung und Kontrolle begegneten und nahmen an, dieser Umgang sei aus dem Nationalsozialismus übernommen

164 Herzog: Die Politisierung der Lust, S. 200.

165 Schulz: Macht und Mythos von »1968«, S. 359–360. Zitat Schulz.

166 Herzog: Die Politisierung der Lust, S. 198–211.

167 Reich, Wilhelm: Massenpsychologie des Faschismus. Zur Sexualökonomie der politischen Reaktion und zur proletarischen Sexualpolitik, Kopenhagen 1933.

168 Herzog: Die Politisierung der Lust, S. 195. Zitate Herzog.

169 Herzog, Dagmar: Antifaschistische Körper. Studentenbewegung, sexuelle Revolution und antiautoritäre Kindererziehung, in: Klaus Naumann (Hg.): Nachkrieg in Deutschland, Hamburg 2001, S. 521–551, hier: S. 524.

170 Ebd.; Herzog: Die Politisierung der Lust, S. 15–171. An Herzog angelehnt: Winter, Sebastian: »Die Nazis, die war'n ja schlimmer wie die Juden!«. Sexualitätsentwürfe als Medium von Kontinuität und Bruch zwischen Volksgemeinschaft und postnazistischer Gemeinschaft, in: Hanitzsch/Figge/Teuber: Scham und Schuld, S. 273–299.

171 Herzog: Die Politisierung der Lust, S. 15–81.

worden. Deswegen war auch die sogenannte sexuelle Revolution der 1960er Jahre mit einer »Aura moralischer Rechtschaffenheit«¹⁷² versehen, da sie sich vermeintlich vom »Faschismus« abgrenzte. Nach Herzog haben liberale und linke Stimmen den Prozess gegen Adolf Eichmann 1961 und die Frankfurter Auschwitzprozesse ab 1963 dazu genutzt, öffentlich »die konservativen und sexuell repressiven Elemente des Nationalsozialismus hervorzuheben«.¹⁷³ Diese Interpretation einer »ungesunden« Sexualität im Nationalsozialismus meinte sowohl, dass Sexualität einerseits als repressiv, andererseits als perversiert imaginiert werden konnte. Daraufverweist, dass der Nationalsozialismus als Kulisse für pornografische Darstellungen diente und die Berichterstattung über NS-Täter*innen oftmals auf ihre vermeintlichen psychopathischen Züge abhob, wobei insbesondere Frauen, zum Beispiel weibliches KZ-Personal, mehrfach sexualisiert dargestellt wurden.¹⁷⁴ Im Verhältnis der Generationen lenkte die Projektion des Konflikts auf den Bereich der Sexualerziehung letztlich auch davon ab, eine handfeste Auseinandersetzung über die politische Orientierung und Taten der eigenen Eltern im Nationalsozialismus zu führen.¹⁷⁵

Diese besondere Aufmerksamkeit für Sexualität ist auch mit dem kulturellen Wandel der 1960er Jahre zu erklären: Sexualität wurde im Öffentlichen und Privaten offener thematisiert, dargestellt und praktiziert.¹⁷⁶ Weitere wichtige Faktoren für die Liberalisierung von Sexualität sind die Erfindung der Pille und die explodierende Ver-

172 Herzog, Dagmar: »Sexy Sixties«? Die sexuelle Liberalisierung der Bundesrepublik zwischen Säkularisierung und Vergangenheitsbewältigung, in: Christina von Hodenberg/Detlef Siegfried (Hg.): Wo »1968« liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen 2006, S. 79–112, hier: S. 96.

173 Ebd., S. 92.

174 Zum Nationalsozialismus als Kulisse für Pornografie siehe Herzog: Die Politisierung der Lust, S. 20–21. Einen Erklärungsversuch gibt die US-amerikanische Philosophin Susan Sontag mit ihrem zu einem Klassiker gewordenen Text, der auch in feministischen Zeitschriften diskutiert wurde (siehe Kapitel 3.2.1): Sontag, Susan: Faszinierender Faschismus, in: dies.: Im Zeichen des Satturn. Essays, München/Wien 1981, S. 95–126. Zur Berichterstattung über NS-Täter*innen und ihre Sexualisierung: Paul, Gerhard: Von Psychopathen, Technokraten des Terrors und »ganz gewöhnlichen« Deutschen. Die Täter der Shoah im Spiegel der Forschung, in: ders. (Hg.): Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?, Göttingen 2002, S. 13–92, hier: S. 32; Wolfrum, Edgar/Weckel, Ulrike: NS-Prozesse und ihre gesellschaftliche Relevanz aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: dies. (Hg.): »Bestien« und »Befehlsempfänger«. Frauen und Männer in NS-Prozessen nach 1945, Göttingen 2003, S. 9–24, hier S. 16–17; Herwig, Ute: Teufel in Verkleidung? Dämonisierung und Sexualisierung von nationalsozialistischen Gewalttäterinnen in den Medien der Nachkriegszeit, in: Glienke/Paulmann/Perels: Erfolgsgeschichte Bundesrepublik?, S. 217–240.

175 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 71.

176 Einen Überblick gibt: Eder, Franz X.: Die lange Geschichte der »Sexuellen Revolution« in Westdeutschland (1950er bis 1980er Jahre), in: Peter-Paul Bänziger/Magdalena Beljan/ders. u.a. (Hg.): Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld 2015, S. 25–59.

breitung freizügiger und pornografischer Bilder in den neuen Massenmedien.¹⁷⁷ Für die neue Frauenbewegung spielte die Auseinandersetzung mit Sexualität eine besondere Rolle. Sie griff die frauenfeindlichen Aspekte der sexuellen Liberalisierung wie die erwartete sexuelle Verfügbarkeit von Frauen, die die Pille nahmen, und sexualisierte Darstellungen in der Öffentlichkeit an.¹⁷⁸ Dabei stellte sie jedoch keine Referenz zum Nationalsozialismus her.

2.1.3 Alternativmilieu und feministische Öffentlichkeit

Die Studentenbewegung bestand im Kern aus wenigen aktiven Träger*innen.¹⁷⁹ Sie war jedoch von einem breiten Unterstützer*innenkreis umgeben. Die Bewegung zersplitterte sich in kleinere Gruppen und der SDS verlor seine organisatorische und ideologische Bindekraft. Nach dem Höhepunkt der Proteste im Jahr 1968 und mit dem Ausscheiden Rudi Dutschkes als Führungsfigur konnten sich die Aktivist*innen nicht auf eine einheitliche Richtung einigen. Zudem nahm die Verabschiedung der sogenannten Notstandsgesetze im Mai 1968 und der Regierungsantritt der sozialliberalen Koalition unter Willy Brandt im Oktober 1969, der als Reformierender auftrat, der Bewegung den Wind aus den Segeln. Anfang 1970 löste sich der SDS selbst auf. Viele seiner ehemaligen Mitglieder engagierten sich weiterhin, gründeten marxistische oder kommunistische Gruppen oder Parteien, einige schlossen sich zu linksradikalen Terrorgruppen zusammen. Andere zogen sich auf andere Betätigungsfelder zurück. In diesem politisierten Milieu formierten sich die großen neuen sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre. Neben der Frauenbewegung entstand die Schwulenbewegung und die Umweltbewegung, während die Friedensbewegung einen neuen Aufschwung erlebte.¹⁸⁰ Rund um diese Bewegungskerne entstand das linksalternative Milieu, das als soziokulturelles Umfeld für eine kulturgeschichtliche Untersuchung wie diese besonders interessant ist. Das Milieu

177 Herzog: »Sexy Sixties«?, S. 91–92; Frevert, Ute: Umbruch der Geschlechterverhältnisse? Die 60er Jahre als geschlechterpolitischer Experimentierraum, in: Schildt/Siegfried/Lammers: Dynamische Zeiten, S. 642–660, hier: S. 652–654; Eitler, Pascal: Die »Porno-Welle«. Sexualität, Seduktivität und die Kulturgeschichte der Bundesrepublik, in: Bänziger u.a.: Sexuelle Revolution?, S. 87–111.

178 Zur Bedeutung von Sexualität für die neue Frauenbewegung und zur Nutzung der Pille vgl.: Schmincke, Imke: Sexualität als »Angelpunkt der Frauenfrage«? Zum Verhältnis von sexueller Revolution und Frauenbewegung, in: Bänziger u.a.: Sexuelle Revolution?, S. 199–222; Silies, Eva-Maria: Erfahrungen des Bruchs? Die generationelle Nutzung der Pille in den sechziger und siebziger Jahren, in: Paulus/dies./Wolff: Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte, S. 205–224.

179 Rudi Dutschke sprach in dem bekannten Fernsehinterview mit Günter Gaus 1967 von 150 bis 200 Aktiven in West-Berlin, und jeweils etwa 50 in Frankfurt a.M. und Marburg. Der SDS hatte zwischen 1964 und 1970 bundesweit zwischen 2.000 und 2.500 Mitglieder. Heinz Bude schätzt demnach, dass die »Studentenbewegung um 1968 eine mobilisierbare Masse von 10.000 Leuten umfaßte«, Bude: Das Altern einer Generation, S. 41–42. Ulrich Herbert setzt folgendes Maß an: »nicht mehr als 5000 Aktivisten und etwa 30 000 Enthusiasmierte«, Herbert: Drei politische Generationen, S. 113.

180 Vgl. dazu die einschlägigen Aufsätze in: Roth/Rucht: Die sozialen Bewegungen in Deutschland. Die Schwulenbewegung war in ihren Anfängen in den 1970er Jahren mit der Lesbenbewegung eng verknüpft. Lesbische Aktivistinnen emanzipierten sich jedoch schnell von der Schwulenbewegung und engagierten sich in der neuen Frauenbewegung, vgl. die Beiträge in: Dennert/Leidinger/Rauchut: In Bewegung bleiben.

überschnitt sich mit Teilen der neuen sozialen Bewegungen, umfasste aber auch Mitglieder, die sich im Sinne eines »Ausstiegs« aus der »Leistungsgesellschaft«¹⁸¹ nie an aktivistisch-politischer Arbeit beteiligten. Der Milieubegriff meint hier die »soziokulturellen Gemeinsamkeiten, die alltägliche Lebensführung und Aushandlungsprozesse kollektiver Identität«.¹⁸² Der Historiker Sven Reichardt umreißt das Milieu wie folgt:

»Organisatorisch war dieses linksalternative Milieu ohne feste Strukturen, bewusst antiinstitutionell, gegen Partei und Staat eingestellt und basisdemokratisch aufgebaut. Zusammengehalten wurde es über Demonstrationen und Versammlungen, personale Netzwerke, Bewegungszeitschriften, regelmäßige Treffen, Kongresse und Plenen sowie eine oft lokale Infrastruktur von Kollektivprojekten, Kneipen und Wohngemeinschaften.«¹⁸³

Dieses Alternativmilieu etablierte sich Ende der 1960er Jahre und hatte seine Hochzeit bis Mitte der 1980er Jahre. Es war für viele Menschen ein Lebens- und Kommunikationsraum in der Zeit gesellschaftlicher Veränderungen, die vom Wandel von Familie, Partnerschaft, Sexualität und Religion, Bildungsexpansion, Ende der Sozialreformen, neuer Umweltgefahren, Energiekrise, Etablierung eines neuen Konsum- und Medienmarktes und eine Ausdifferenzierung von Lebensentwürfen reichten.¹⁸⁴ Frauen aus der linken Szene und der neuen Frauenbewegung gestalteten das alternative Milieu von Anfang an mit. Politische Forderungen der Frauenbewegung wurden im Alternativmilieu verhandelt und von seinen Mitgliedern in die Alltagspraxis übernommen.¹⁸⁵

Das Alternativmilieu beeinflusste sowohl den unmittelbaren Lebensstil großer gesellschaftlicher Gruppen als auch die politische Kultur in der Bundesrepublik, da es mit der Mehrheitsgesellschaft eng verbunden war.¹⁸⁶ Die Kultur des alternativen Milieus wirkte demnach als sozialer Erfahrungsraum des Einzelnen in kollektiven Bezügen und zusammen mit den neuen sozialen Bewegungen als politischer Faktor.¹⁸⁷ Die eigene Alternativöffentlichkeit hielt das Milieu kommunikativ zusammen, schuf Selbst- und

181 Roth/Rucht: Einleitung, S. 32.

182 Reichardt: Authentizität und Gemeinschaft, S. 15.

183 Ebd., S. 17.

184 Reichardt, Sven/Siegfried, Detlef: Das alternative Milieu. Konturen einer Lebensform, in: dies.: Das alternative Milieu, S. 9–26, hier S. 15. Zur Quantität des Milieus schreiben Reichardt/Siegfried: »1980 hatte das alternative Milieu bereits eine eindrucksvolle Stärke erreicht. Etwa 80.000 Aktivist:innen betrieben 11.500 alternative Projekte von Landkommunen bis zu politischen Gruppen, von Umzugsfirmen bis zu alternativen Schulen. Sechs Jahre später sollen in rund 18.000 Projekten bereits 200.000 Menschen in der Alternativökonomie tätig gewesen sein. Diese Zahlen markieren in gewisser Weise den harten Kern des Alternativmilieus, der von den Sympathisanten und Mitläufern abgegrenzt werden kann, welche sich mit Milieu solidarisierten, ohne sich dauerhaft zu engagieren.«, ebd. S. 11.

185 Lenz: Das Private ist politisch!?, S. 378, S. 382.

186 Reichardt/Siegfried: Das alternative Milieu, S. 12.

187 Reichardt: Authentizität und Gemeinschaft, S. 18–19; Rucht, Dieter: Das alternative Milieu in der Bundesrepublik. Infrastruktur und Nachwirkungen, in: Reichardt/Siegfried: Das alternative Milieu, S. 61–88, hier: S. 86.

Fremdbilder und stärkte das Kollektivbewusstsein.¹⁸⁸ Die Hochphase der Alternativpresse lag zwischen Mitte der 1970er und Mitte der 1980er Jahre und somit in einem Zeitraum, der im Zeichen des Booms und der Diversifizierung des Zeitschriftenmarktes in der Bundesrepublik stand.¹⁸⁹ Obwohl ihr bundesweiter Marktanteil bei unter zehn Prozent lag, spielte die Alternativpresse als Kommunikationszusammenhang für das alternative Milieu eine überaus große Rolle.¹⁹⁰ In den ehemaligen Zentren der Studentenbewegung, in denen die linksalternative Szene am meisten ausgeprägt war, waren auch die meisten und wichtigsten linken Redaktionen von Zeitschriften, Blättern und Zeitungen ansässig.¹⁹¹ So weist Sven Reichardt 171 linke Zeitschriften für die 1970er und -80er Jahre allein in West-Berlin nach.¹⁹²

Die Aktivist*innen der Alternativpresse wollten Informationen aus dem Milieu und für das Milieu veröffentlichen, die Leser*innen selbst mobilisieren und – durch eingesandte Leser*innenbriefe, eigene Artikel und Betroffenenberichte – im Austausch mit ihnen stehen. Außerdem bekannten sich die Redaktionsmitglieder zu kollektiven Arbeits- und Entscheidungsprozessen und orientierten sich bewusst nicht am kommerziellen Erfolg ihrer Medienprodukte.¹⁹³ Semantisch vermittelte die Alternativpresse »ein Bild vom Empfinden, den Werten, Normen und Idealen der Alternativen«.¹⁹⁴ Grundlage hierfür war, dass die Herausgeber*innen und Autor*innen ihrem Lesepublikum hinsichtlich ihrer »sozialen Hintergründe und politischen Erfahrungshorizonte« sowie ihrer »Lebensführung und politischen Praktiken« stark ähnelten.¹⁹⁵ »Mit den in den Artikeln vermittelten Wünschen, Empfindungen und Symbolen, durch ihre Sprachformen und die ästhetische Aufbereitung ihrer Beiträge verfolgten die Autoren den Zweck, sich der Gemeinschaftlichkeit und Authentizität zu vergewissern.«¹⁹⁶ Dabei erhoben sie Anspruch darauf, »unmittelbare Erfahrungen« zu transportieren.¹⁹⁷ Die Alternativpresse diente so als Vergewisserungs- und Identifikationsraum der Alternativbewegung, die in positiver Selbstreflexion die eigenen »Ideen und Lebensformen« hochhielt.¹⁹⁸

Feministische Öffentlichkeit

Die neue Frauenbewegung entwickelte eine eigene Alternativöffentlichkeit. Die Soziologin Ilse Lenz hat den Begriff der »feministischen Semiöffentlichkeit« geprägt, um hieran die spezifische Qualität der Gegenöffentlichkeit der neuen Frauenbewegung zu verdeutlichen.¹⁹⁹ Diese sei in Überschneidung mit dem »semiöffentlichen Raum des

188 Reichardt: Authentizität und Gemeinschaft, S. 17; Lenz: Das Private ist politisch!?, S. 381.

189 Reichardt: Authentizität und Gemeinschaft, S. 241.

190 Ebd., S. 241–242.

191 Ebd., S. 22–28.

192 Ebd., S. 25.

193 Ebd., S. 237–241.

194 Ebd., S. 313.

195 Ebd. Zitate Reichardt.

196 Ebd.

197 Ebd. Zitate Reichardt.

198 Rucht: Das alternative Milieu in der Bundesrepublik, S. 72. Zitat Rucht.

199 Dieses Konzept der feministischen Öffentlichkeit nach Lenz nehme ich zur Grundlage in dieser Arbeit, ohne den Term »Semiöffentlichkeit« durchgängig zu verwenden.

alternativen Milieus« entstanden, mit dem sie »in vielfacher Weise in Wechselwirkung« trat.²⁰⁰ Die Politikwissenschaftlerinnen Regina Dackweiler und Barbara Holland-Cunz betonen, dass sich die feministische Öffentlichkeit bewusst sowohl von der »bürgerlich-patriarchalen« als auch von der »patriarchal-linken Öffentlichkeit« abgegrenzt habe.²⁰¹ Ilse Lenz definiert wie folgt:

»Eine Semiöffentlichkeit ist nicht identisch mit der sozialen Bewegung, die sie als kollektiver mobilisierender Akteur hervorbringt, sondern sie ergibt sich aus deren Kommunikations- und Interaktionsformen, also das Reden, Chatten, Schreiben, Sich-Begegen und Austauschen in deren Rahmen. In diesem Sinne lässt sich die Semiöffentlichkeit als ein Set von Diskursen, Kommunikationen, Praktiken, Organisationen und Institutionen (wie Medien) definieren, in deren Rahmen bestimmte Fragen von öffentlicher Bedeutung diskutiert und behandelt werden, sodass sie in die allgemeine Öffentlichkeit eingebracht werden können.«²⁰²

Sie erläutert weiter:

»Die Abgrenzung zwischen Milieu, das laut Dieter Rucht ebenfalls der soziale Raum um eine soziale Bewegung ist, und Semiöffentlichkeit ist fließend; der Milieubegriff bezieht sich eher auf Bewusstsein und Alltagsleben seine Mitglieder, die Semiöffentlichkeit eher auf Kommunikation und Vermittlung nach außen.«²⁰³

Die Besonderheit der feministischen Semiöffentlichkeit liegt dabei in ihrer Hybridität: Die neue Frauenbewegung bildete einerseits neue Räume aus, zum Beispiel in Form der Frauenzentren oder -feste. Zu diesen hatten nur Frauen Zugang, womit sie als exklusive Orte der Bewegung gelten. In diesen Räumen entwickelten sie eine eigene Kultur des sozialen Miteinanders und der politischen Diskussion. Die Feministinnen transportierten auch Praktiken, die sie in anderen Kontexten erlernt hatten, in diese neuen Frauenräume. Zum Beispiel setzten sie die in der Studentenbewegung praktizierten Diskussions-Plena und kleinen Gruppen fort. Sie verbanden diese bekannten Formate jedoch mit neuen, explizit feministischen Ansätzen wie der Gesprächs-Methode des *consciousness raising*, die ich weiter unten ausführlich vorstellen werde, den vaginalen Selbstuntersuchungen, Beratungsgesprächen oder Zusammenschlüssen, die wie Selbsthilfegruppen funktionierten. Sie gründeten Frauen-Wohngemeinschaften, Frauenhäuser für Gewaltopfer und rein weibliche Arbeitskollektive.

Gleichzeitig richteten sie einen Teil ihrer Kommunikation explizit nach außen. Die Aktivistinnen wollten sowohl mit ihren Medien als auch mit ihren Protestaktionen in die gesamte Gesellschaft wirken. Sie hatten den Anspruch, potentiell alle Frauen zu erreichen und in die Frauenbewegung einzubeziehen. Damit strebten sie nach einem gesamtgesellschaftlichen Bewusstseins- und Strukturwandel der Geschlechterverhältnisse. Die kulturellen Praktiken, die sie innerhalb der exklusiven Bewegungsräume erlernen

200 Lenz: Das Private ist politisch!?, S. 375. Zitate Lenz.

201 Dackweiler/Holland-Cunz: Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit, S. 106.

202 Lenz: Das Private ist politisch!?, S. 375.

203 Ebd. Lenz verweist hier auf: Rucht: Das alternative Milieu in der Bundesrepublik.

ten und ausprobierten, trugen die Aktivistinnen mehr oder weniger bewusst auch in andere soziale Räume, in denen sie sich bewegten. Zunächst in die eigenen Familien und Partner*innenschaften, darüber hinaus in die Institutionen, in denen sie beruflich tätig waren oder sich engagierten. Auch die Medien der neuen Frauenbewegung wie feministische Zeitschriften oder Buchpublikationen waren für »alle« zugänglich und wurden überregional verbreitet. Diese Verflechtung mit der Mehrheitsgesellschaft ist in zweierlei Hinsicht von hoher Bedeutung. Blickt man auf die Frauenbewegung als soziale Bewegung, so konnte sie somit mit ihren Themen und politischen Forderungen über ihr eigenes Milieu hinaus in die Gesellschaft wirken. Sie erreichte erstens einen breiten Bewusstseinswandel, der weit über die unmittelbaren Trägerinnen der Bewegung und auch über das alternative Milieu hinausging.²⁰⁴ Zweitens ist dieser Umstand auch für die Erinnerungskulturelle Analyse der feministischen Öffentlichkeit von Bedeutung. Sie ist als eigener Aushandlungsraum von einer explizit feministischen Erinnerungskultur zu begreifen, bot aber gleichzeitig das Potential, mit anderen Erinnerungskulturen – etwa der dominierenden in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit – in Austausch zu treten. Hilke Schlaeger, feministische Aktivistin und Mitgründerin einer der ersten Frauenverlage, beschrieb diese spezifische Qualität der feministischen Semiöffentlichkeit 1988 so:

»Daß wir selbst unsere feministische Öffentlichkeit auch »Gegenöffentlichkeit« nennen, beschreibt ihren realen gesellschaftlichen Ort: den Frauenraum gegenüber einer Gesellschaft, die ein Männeraum ist und dies nach Ansicht der Herrschenden auch bleiben soll. Diese Gegenöffentlichkeit, in der potentiell alle Frauen versammelt sind und die deshalb, potentiell, ziemlich groß ist, hat durchlässige Grenzen, wenn auch nur in einer Richtung: aus ihr heraus. Ihre Mitglieder sind nie nur in ihr zu Hause, sondern überschreiten tagtäglich die Grenze, verlassen – gezwungen oder freiwillig – den Ort, den sie für sich eingenommen haben. Insofern ist die Gegenöffentlichkeit auch wahrnehmbar für die, die sie nicht betreten dürfen. [...] Die Präsenz feministischer Bücher im sogenannten bürgerlichen Buchhandel mit der Konsequenz, daß alle (auch Männer) sie kaufen und lesen können, ist deshalb nicht nur eine ökonomische Notwendigkeit – das ist sie unter den gegebenen Verhältnissen auch –, sie ist politisch gewollt.«²⁰⁵

Frauenräume haben in den Frauenbewegungen eine lange Tradition.²⁰⁶ Für die jungen Feministinnen ab 1968 waren Frauenräume ein Ort der Selbstvergewisserung und die Keimzelle ihrer politischen Forderungen und Kampagnen. Hieraus schufen sie auch spezielle Frauen-Schutz-Räume.²⁰⁷ In diesen Frauenräumen und -gruppen konnten die Frauen eine eigene feministische Kultur entwickeln. Sie fühlten sich darin vor männlicher Dominanz geschützt.²⁰⁸ Über diesen kulturellen und sozialen Aspekt hin-

204 Lenz: Das Private ist politisch!?, S. 394.

205 Schlaeger, Hilke: Von der Peripherie ins Zentrum oder: Was Erfolg ist, definieren wir selbst, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Jg. 14, H. 30/31 (1991), S. 99–104, hier: S. 101, S. 104.

206 Notz, Gisela: Frauenräume. Die autonome Frauenbewegung der 1970er Jahre und ihr Konzept des Frauenraums in der BRD, in: Ariadne – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, H. 61 (2012), S. 60–65, hier: S. 60.

207 Ebd., S. 62–63.

208 Bock: Pionierarbeit, S. 65.

aus waren sie auch rechtlich und politisch unabhängig.²⁰⁹ Sie erarbeiteten sich aus eigener (Finanz-)Kraft autonome Artikulationsräume und -medien, die zunächst im Bewegungsmilieu ausprobiert werden konnten, aber ab Mitte der 1970er Jahre darüber hinaus wirksam wurden. Dieser Anfang und die baldige Etablierung einer feministischen Bewegungsöffentlichkeit bettet sich in den Wandel der Medienöffentlichkeit in der Bundesrepublik. In dieser war Frauen bis Ende der 1960er Jahre der Zugang zur Öffentlichkeit größtenteils versperrt gewesen. Die Öffentlichkeit präsentierte sich zum allergrößten Teil als Aktivitäts- und Artikulationsraum von (privilegierten) Männern.²¹⁰ Die linke Alternativpresse, die mit der Studentenbewegung und der APO verbunden war und die sich im entstehenden linksalternativen Milieu ausbreitete, brach diese limitierte Öffentlichkeit strukturell, habituell und kulturell auf.

Ilse Lenz, Regina Dackweiler und Barbara Holland-Cunz lehnen sich in ihrer Beschreibung der feministischen Öffentlichkeit an den Öffentlichkeitsbegriff des Soziologen und Philosophen Jürgen Habermas an. Nancy Fraser fasst diesen wie folgt zusammen:

»Nach Habermas' Sprachgebrauch bezeichnet ›Öffentlichkeit‹ eine Diskursarena in modernen Gesellschaften, in der ›Privatleute‹ über Fragen von allgemeinem Interesse diskutieren. Sie ist sowohl vom Staat als auch vom Markt zu unterscheiden und situiert sich vielmehr in der ›Lebenswelt‹; diese Arena ist idealerweise ein Ort freier, uneingeschränkter und rationaler Kommunikation.«²¹¹

Habermas hatte in seinem Werk »Strukturwandel der Öffentlichkeit« (1962)²¹² jedoch ein normatives Ideal entworfen, in dem er die bürgerliche Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts als »die eine« ideale Öffentlichkeit ansah, ohne zu berücksichtigen, dass darin Arbeiter*innen und Frauen nicht repräsentiert waren.²¹³ Dieses Defizit hat Habermas 1989 mit einer Weiterentwicklung des Öffentlichkeitsbegriffs in dem Werk »Faktizität und Geltung« (1989)²¹⁴ behoben; hier hob er »die Rolle emanzipatorischer sozialer Bewegungen – wie etwa der zweiten Frauenbewegung – für die Stärkung der Demokratie durch die Förderung rechtlicher Gleichheit hervor«²¹⁵. Er ging außerdem »nicht mehr von einer einzigen Öffentlichkeit aus, sondern beschrieb ein dezentralisiertes Netzwerk verschiedener sich überlappender Kommunikationsräume.«²¹⁶ Patricia Nanz betont die Aspekte der Selbstverständigung und der gesellschaftlichen Wirksamkeit des Habermas'schen Öffentlichkeitsbegriffs:

209 Notz: Frauenräume, S. 61.

210 Hodenberg: Konsens und Krise, S. 79.

211 Fraser, Nancy: Theorie der Öffentlichkeit. Strukturwandel der Öffentlichkeit (1961), in: Hauke Brunkhorst/Regina Kreide/Cristina Lafont (Hg.): Habermas-Handbuch, Stuttgart 2009, S. 148–155, hier: S. 148.

212 Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1962.

213 Fraser: Theorie der Öffentlichkeit, S. 149–150.

214 Habermas, Jürgen: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt a.M. 1989.

215 Fraser: Theorie der Öffentlichkeit, S. 151.

216 Ebd. Hervorhebung im Original.

»Habermas versteht ›Öffentlichkeit‹ als Raum des vernünftigen kommunikativen Umgangs miteinander, als Medium der kollektiven Selbstverständigung. [...] Eine solche Öffentlichkeit dient laut Habermas als normativer Maßstab zur Kritik an der gesellschaftlichen Realität und zugleich als real wirksames Medium kollektiven Lernens.«²¹⁷

Diese grundlegende Konturierung von ›Öffentlichkeit‹ eignet sich dafür, um die feministische Öffentlichkeit, wie sie in dieser Arbeit konzipiert wird, zu beschreiben. Damit können die verschiedenen Räume und Medien sowie feministische Diskussionen und Theoriebildung mit einbezogen werden.²¹⁸ Hinsichtlich der Einbettung der feministischen Semiöffentlichkeit in einen gesamtgesellschaftlichen Kommunikationsraum muss auch auf ihren Alternativcharakter, ihre Verortung in einem ganz bestimmten Milieu sowie ihren Ursprung in der sozialen Bewegung hingewiesen werden. Dies erlaubt es auch, einerseits ihre Inhalte und Bezüge innerhalb des eigenen Kommunikationsraums einzuordnen und andererseits mit der sie umgebenden Öffentlichkeit in Beziehung zu setzen.²¹⁹ Alternativöffentlichkeiten unterliegen dabei – wie oben gezeigt – nicht den Zugangsregeln und Logiken des massenmedialen Markts.

Aus den überlieferten Quellen der ersten Jahre der neuen Frauenbewegung lässt sich die Relevanz einer eigenen Öffentlichkeit und die Entwicklung spezifischer Gruppen hierzu herausarbeiten. Aus Protokollen, Positionspapieren und Selbstdarstellungen geht hervor, wie die Frauen über die Notwendigkeit einer eigenen Öffentlichkeit nachdachten und welche Initiativen sie starteten. Die neue Frauenbewegung setzte sich schon in der Phase ihrer »Bewusstwerdung und Artikulation« zu Beginn der 1970er Jahre mit der massenmedialen Öffentlichkeit auseinander. Denn auf die feministische Bewegung trifft das zu, was auch die Studentenbewegung erfuhr: Einige Medienvertreter*innen zeigten ein großes Interesse an ihren Aktivitäten und Akteurinnen, über die sie in Magazinen wie *Der Spiegel* oder *Stern* berichteten. Für die Aktivistinnen hieß es, die Medien, wenn möglich, für die eigene Sache zu nutzen, sie mussten jedoch gleichzeitig damit umgehen, dass sie die Berichterstattung nur begrenzt beeinflussen konnten. So ist in den noch vorhandenen Unterlagen des West-Berliner Aktionsrats zur Befreiung der Frau nachzulesen, dass die Frauen Presseberichte über die Kinderladenbewegung kritisch wahrnahmen und über eine eigene Öffentlichkeitsstrategie berieten. Dabei

217 Nanz, Patricia: Öffentlichkeit, in: Brunkhorst/Kreide/Lafont: Habermas-Handbuch, S. 358–360, hier: S. 358.

218 Dackweiler/Holland-Cunz: Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit, S. 105; Lenz: Das Private ist politisch!?, S. 375.

219 Christina von Hodenberg bezweifelt deswegen die Brauchbarkeit des Öffentlichkeitsbegriffs von Habermas. Er vernachlässige elektronische Massenmedien und könne die sich seit den 1960er Jahren dynamisierenden gesellschaftlichen Veränderungen nicht integrieren, die im Wesentlichen in der Bildungsrevolution, zunehmender Gleichberechtigung der Geschlechter, der Pluralisierung von Lebensstilen bis hin zu zunehmenden internationalen Verflechtungen reiche; vgl. Hodenberg: Konsens und Krise, S. 17. Dass Habermas' Entwürfe stets von einem nationalstaatlichen Rahmen ausgingen und somit für »postnationale Konstellationen« schwer anwendbar seien, kritisiert auch Fraser: Fraser, Nancy: Die Transnationalisierung der Öffentlichkeit. Legitimität und Effektivität der öffentlichen Meinung in einer postwestfälischen Welt, in: Peter Niesen/Benjamin Herborth (Hg.): Anarchie der kommunikativen Freiheit. Jürgen Habermas und die Theorie der internationalen Politik, Frankfurt a.M. 2007, S. 224–253, hier: S. 249.

stellten sie fest: »wir haben die erfahrung, dass uns punktuelle öffentlichkeitsarbeit unseren zielen nicht näher bringt.«²²⁰ Per Rundbrief oder Aushang baten einige Aktivistinnen ihre Mitstreiterinnen, nicht eigenmächtig mit Medienvertreter*innen zu reden und jegliche Auskünfte an die Presse vorab im wöchentlichen Plenum des Aktionsrats abzusprechen.²²¹

Insbesondere ab der Zeit der Frauenzentren ist es nachweisbar, dass Medienarbeit in der Frauenbewegung eine wichtige Rolle spielte. So gründeten im West-Berliner Frauenzentrum »ungefähr ein Dutzend« professionelle Redakteurinnen und Journalistinnen im Jahr 1973 die »Mediengruppe«.²²² Sie verfolgten das Vorhaben, die Anliegen der Frauenbewegung gezielt in die Öffentlichkeit zu tragen. Sie hatten sich »zusammengetan, um aus der Isolierung, in der wir Frauen in den männerbeherrschten Medien arbeiten, herauszukommen.«²²³ Das heißt, sie versuchten, an ihren von Männern dominierten Arbeitsplätzen für die Anliegen und Themen der Frauenbewegung zu sensibilisieren und diese in die Berichterstattung einfließen zu lassen. Außerdem wollten sie Frauen der Bewegung die Mechanismen von Medien erklären, »damit Frauen ihre Interessen in diesen Medien vertreten können.«²²⁴ Ihr Anliegen liest sich dezidiert programmatisch: »Wir müssen die Medien benutzen und uns nicht als Thema benutzen lassen!«²²⁵ Und: »Was wir brauchen, ist ja nicht eine diffuse Geschichte darüber, daß es Frauengruppen gibt, sondern daß über unsere Arbeit bestimmte Fakten veröffentlicht werden, Fakten, für die wir Aktionen machen, damit sie überhaupt bekannt werden.«²²⁶

Die Gründung einer ersten überregionalen Zeitschrift markierte 1973 einen entscheidenden Schritt für die feministische Öffentlichkeit und für die Pluralisierung der neuen Frauenbewegung.²²⁷ Die feministischen Akteurinnen handelten – durchaus konfliktvoll – aus, wie ein publizistisches Sprachrohr der gesamten westdeutschen Bewegung aussehen könne. Die Kölner Frauengruppe Sozialistisch-Feministische Aktion (SoFA) hatte im Februar 1973 vorgelegt und die erste Nummer ihrer Bewegungszeitschrift *efa – emanzipation. frauen. argumente* veröffentlicht. Sie schrieb: »Wir meinen, daß die Bewegung dringend ein Publikationsorgan braucht«²²⁸ und riefen explizit alle Frauengruppen zum Mitmachen auf. Der Vorstoß der Kölner Frauen führte auch zu Irritationen und Ablehnung, da einige von ihnen auch SPD-Mitglieder waren, was autonom organisierte Frauen ablehnten.²²⁹

220 Undatiertes Papier, in: Quellen zum Aktionsrat, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20 (1) Aktionsrat zur Befreiung der Frau. Zitat: Orthographie wie im Original.

221 Ebd., undatierte Rundbriefe, vermutl. Sommer 1968.

222 Mediengruppe im Berliner Frauenzentrum, Selbstbeschreibung in der Sammlung »Frauenzentrum – ...was wir so alles machen«, vermutl. 1973, FFBIZ A. Rep. 400 Berlin 20 Frauenzentrum (4).

223 Ebd.

224 Ebd.

225 Mediengruppe im Berliner Frauenzentrum, Selbstverständnis, vermutl. 1974, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20 Frauenzentrum (5).

226 Ebd.

227 Schulz: Der lange Atem der Provokation, S. 162.

228 Sozialistisch-feministische Aktion SOFA-Köln: An alle Frauengruppen, in: *efa – emanzipation. frauen. argumente*, H. 1 (1973), S. 1.

229 Franken, Irene: *efa (emanzipation frauen argumente)*. Zeitschrift der neuen Frauenbewegung, in: Digitales Deutsches Frauenarchiv, 2021, URL: <https://www.digitales-deutsches-frauenarc>

Auf dem Bundesfrauentreffen im Februar 1973 in München wurde dann das »Problem einer nationalen Frauenzeitung« zur Diskussion gestellt.²³⁰ Eine dortige Abstimmung ergab, dass fortan im Wechsel verschiedene Frauengruppen für jeweils eine Ausgabe der Frauenzeitung verantwortlich seien. Ausrichtung und Inhalt wurden noch diskutiert und sollten bei einer nächsten Frauenkonferenz in Frankfurt a.M. beschlossen werden. Sollte die Zeitung nur als Verständigungsorgan der aktiven Gruppen fungieren oder auch Frauen ansprechen, die noch nicht in der Bewegung engagiert waren? Sollte sich die verantwortliche Redaktionsgruppe auch inhaltlich einbringen oder nur die Organisation übernehmen, das heißt die Sammlung von Artikeln und Zuschriften, technische Redaktion und Realisierung? Sollten die Zeitungsausgaben einzelne Themen behandeln oder zur Selbstdarstellung der jeweiligen Standorte dienen? Diese Fragen standen zur Debatte.²³¹ Am 4. und 5. Mai 1973 beschlossen die anwesenden Frauen, die als Delegierte aus verschiedenen Frauengruppen nach Frankfurt gekommen waren, die Programmatik und Organisation der ersten bundesweiten Frauenbewegungszeitung. Diese solle »der Information, theoretischen Klärung und Erarbeitung von gemeinsamen Positionen innerhalb der Frauengruppen« dienen sowie »gleichzeitig unorganisierte Frauen« ansprechen. Gruppen konnten sich selbst darstellen und aus ihrer Praxis berichten, jedoch sollten »[a]bstrakte, rein theoretische Beiträge zum Selbstverständnis der Gruppen [...] nicht gedruckt werden.« An jedem Standort, reihum in verschiedenen Städten in der ganzen Bundesrepublik, oblag es einer Redaktionsgruppe, die Beiträge zu sammeln und die Zeitung zu erstellen. Die Ablehnung von eingereichten Berichten musste begründet und über ihre Zahl in der jeweiligen Ausgabe transparent informiert werden. Alle örtlich ansässigen Frauengruppen waren dazu aufgerufen, etwas zur Zeitung beizutragen. Die Zeitung hieß *Frauenzeitung – Frauen gemeinsam sind stark* und die erste Ausgabe stellten die Sozialistischen Frauen Frankfurt »oder auch Weiberrat genannt« zusammen. Dabei zeigte sich das Zeitungskollektiv überrascht, dass sie nur wenige Einsendungen von Frankfurter Frauen erhalten hatten: »So haben wir dann den größten Teil selbst erstellt.«

Die *Frauenzeitung* blieb ein in der Bewegung viel beachtetes, aber in seiner Realisation und Rezeption nicht unproblematisches erstes überregionales Projekt. Bis zum August 1976 erschienen acht Ausgaben, davon mehrere Doppelnummern. Die *Frauenzeitung* zu erstellen, gestaltete sich an den meisten Standorten logistisch als herausfordernd, worüber die Aktivistinnen einleitend oftmals schrieben. Und die 1976 veröffentlichte *Frauenzeitung* Nr. 9/10 provozierte schon in ihrem Entstehungsprozess überregionale Diskussionen, was auch in den überlieferten Unterlagen aus dem West-Berliner Frauenzentrum nachzuvollziehen ist. Demnach wollte sich die Gruppe Frauenaktion Dortmund dem Thema »Frauen und Arbeit« mit einschlägiger sozialistischer Einfärbung nähern. Damit erregten sie den Widerspruch von anderen Frauengruppen: Sie würden sich nicht

hiv.de/themen/efa-emanzipation-frauen-argumente-zeitschrift-der-neuen-frauenbewegung (04.11.2023).

230 Hochschulgruppe im Berliner Frauenzentrum, Zum Problem einer nationalen Frauenzeitung, undatiert, vermutl. 1973, FFBI Z A Rep. 400 Berlin 20 Frauenzentrum (S). Zitat ebd.

231 *Frauenzeitung* Nr. 1. Frauen gemeinsam sind stark, 1973, S. 1. Die folgenden Zitate ebd.

an die in München und Frankfurt gefassten Beschlüsse halten und hätten in einem Bericht über ihr Vorhaben »eine einseitige Sicht des Problems gebracht. Außerdem wollten die Dortmunderinnen Aufmachung und Zielgruppe ändern (speziell Frauen außerhalb der Frauenbewegung ansprechen).«²³² In der nächsten Nummer beschwerte sich Vera vom Lesbischen Aktionszentrum West-Berlin:

»So, wie die Zeitung gemacht ist, unterscheidet sie sich kein bißchen von dem, was DKP, Gewerkschaft und linke Sozialdemokratie zur Frauenfrage vom Stapel lassen. Sie ist weder feministisch, noch frauenrechtlerisch, sondern sitzt allen Vorurteilen der traditionellen Linken über die gesellschaftliche und individuelle Situation von Frauen auf, obwohl gerade dies die Gründe sind, warum Frauen sich unabhängig von Männern organisiert haben.«²³³

Die feministische Öffentlichkeit zeigt sich in ihrer Entstehung als Raum für die konfliktvolle Aushandlung, wer die Feministinnen sein wollten und an wen sie sich wendeten. In nur von Frauen besuchten und gestalteten Gesprächsräumen fand von Anfang an eine Diskussion darüber statt, wie die Frauen sich und ihre Anliegen in einer breiteren Öffentlichkeit präsentieren konnten. Sie entwickelten Strategien und erste eigene Publikationsprojekte wie diese erste überregionale Zeitschrift. Doch bevor die feministische Erinnerungskultur in der sich pluralisierenden feministischen Öffentlichkeit ab Mitte der 1970er Jahre im Zentrum der Analyse steht, fokussiere ich im Folgenden die Praxis der feministischen Selbstthematisierung. Dabei möchte ich aufzeigen, wie »Erfahrung« als Erkenntniskategorie nicht nur für die feministische Theoriebildung, sondern auch in der feministischen Erinnerungskultur zu einem Leitmotiv wurde.

2.2 Feministische Kultur der ›biografischen Selbstthematisierung‹ und Zugänge zur Erinnerung an den Nationalsozialismus in Gruppen und Praktiken der Frauenbewegung

Zahlreiche Feministinnen ›der ersten Stunde‹ waren geprägt von ihren Erfahrungen innerhalb der Studentenbewegung. Sie waren im SDS oder anderen Uni-Gruppen aktiv gewesen, hatten einen Kinderladen mitgegründet oder ihre Kinder kollektiv in einem solchen betreut. Sie hatten Protestaktionen mitgemacht, in Theoriegruppen über den autoritären Staat diskutiert und die Texte der angesagten Theoretiker*innen dazu gelesen. Sie empfanden sich und ihre Mitstreiter*innen als Gegengewicht zu der breiten konservativen Öffentlichkeit und Gesellschaft, und manche trugen diese Konflikte auch mit ihren Eltern aus.

Doch für Frauen war das nicht genug, da ihre spezifischen Bedürfnisse und Erfahrungen hier keinen Platz hatten. Erste Frauengruppen und die Verständigung unter Frauen, die Erfahrung, sich selbst in der anderen wiederzuerkennen, gaben ihnen

232 Plenum des Berliner Frauenzentrums, Protokoll, 22.7.1975, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20 Frauenzentrum (5).

233 Leserinnenbriefe, in: Frauenzeitung. Frauen gemeinsam sind stark, H. 11/12 (1976), S. 34–35, hier: S. 34.

das Gefühl, gemeinsam etwas verändern zu können. Dieser feministische Aufbruch bestand im Kern in einer Gegenwartskritik und die Frauen drückten ein Verlangen nach gesellschaftlicher Veränderung aus. Sie gingen jedoch auch von sich selbst aus und stellten somit nicht nur das zeitgenössisch aktuelle weibliche Erleben, sondern auch ihre historische Prägung und die Sichtbarmachung ›aller‹ weiblicher Biografien in den Mittelpunkt dieser feministischen Bewusstwerdung. Diese Bewusstwerdung untersuche ich im Folgenden genauer. »Erfahrung« war nicht nur eine Erkenntniskategorie der feministischen Selbstreflexion, sondern wurde auch ein Leitmotiv der feministischen Erinnerungskultur. Als solche ist sie Bestandteil einer wichtigen Trendwende im individuellen und kollektiven Erinnern, in dem das Subjekt aufgewertet und den individuellen Erfahrungen eine hohe Bedeutung zugesprochen wurde.²³⁴

2.2.1 Die politische Praxis der kleinen Gruppe

Viele Feministinnen betonten retrospektiv, dass die Praxis in der neuen Frauenbewegung eine absolut neuartige Erfahrung für sie war. Allein der Umstand, sich in Frauengruppen zu treffen und ohne Männer auszugehen, sei ein gesellschaftliches Novum gewesen.²³⁵ Die Bezugnahme der Frauen untereinander und aufeinander wirkte im Sinne einer »kollektive[n] Selbstbezüglichkeit« bewusstseinsverändernd, aber gleichzeitig politisch eingreifend, da sie in Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen stand.²³⁶ Eine Frau resümierte 1980 im *Frankfurter Frauenblatt*: »Was habe ich in den letzten zehn Jahren viel geredet! Ich meine mit Frauen geredet. Zu zweit, in kleinen Gruppen und in großen Gruppen, bei öffentlichen Diskussionen, Demonstrationen usw. Das hat mich verändert.«²³⁷

Die feministischen Aktivistinnen setzten Praktiken der Studentenbewegung fort und passten sie für ihre Bedürfnisse an. Die Praxis des *sit-ins* oder *teach-ins*, die die US-amerikanische Studentenbewegung aus dem *civil rights movement* übernommen und weiterentwickelt hatte, war den Frauen aus der bundesrepublikanischen Studentenbewegung bekannt.²³⁸ Die Zusammenarbeit in sogenannten kleinen Gruppen war eine schon in der westdeutschen Studentenbewegung praktizierte Form der politischen Praxis, die nicht nur in der neuen Frauenbewegung, sondern auch im alternativen Milieu und den neuen sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre fortgeführt wurde.²³⁹

Auch die Frauen im West-Berliner Aktionsrat hatten sich seit 1968 in Gruppen aufgeteilt, die zu verschiedenen Aktionen und Inhalten arbeiteten. Dabei diente das wöchent-

234 Siegfried: Die Rückkehr des Subjekts; Reckwitz, Andreas: Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, überarbeitete Neuauflage, Frankfurt a.M. 2020, S. 443–468.

235 Sander, Helke: Der Lauf der Bewegung. Gedanken beim Wiederhören einer Rede, in: Hilke Schlager (Hg.): Mein Kopf gehört mir. Zwanzig Jahre Frauenbewegung, München 1988, S. 23–36, hier: S. 31.

236 Holland-Cunz, Barbara: Die alte neue Frauenfrage, Frankfurt a.M. 2003, S. 146.

237 Eva: Vom Reden in Frauengruppen. Über die allmähliche – oder mühselige (?) – Verfertigung der Gedanken beim Reden, in: Frankfurter Frauenblatt, H. Oktober (1980), S. 21–22, hier: S. 21.

238 Jarausch: Die Umkehr, S. 164–165; Krohn: Die westdeutsche Studentenbewegung, S. 717.

239 Schulz: Macht und Mythos von 1968, S. 356; Reichardt/Siegfried: Das alternative Milieu, S. 11.

liche Plenum und seine Protokollierung dazu, über Abfragen und Gruppenberichte den Zusammenhang des Aktionsrats zu erhalten.²⁴⁰ Die Kampagne gegen den Paragraphen 218 trugen lokal und regional organisierte Aktionsgruppen.²⁴¹ Auch die sich (thematisch) pluralisierenden Gruppen in den Frauenzentren ab 1973 waren autonom, das heißt, sie versammelten sich zwar praktisch unter dem Dach des Zentrums, organisierten sich jedoch selbstinitiativ und basisdemokratisch. Damit grenzten sie sich explizit von konservativen (Frauen-)Verbänden und Parteien ab.²⁴² Die Frauenzentren erstellten eigene Broschüren oder Blattsammlungen mit Berichten von den Gruppen und einzelnen Teilnehmerinnen, die zunächst der internen Verständigung, später auch ihrer Präsentation nach außen dienten.

Das Engagement der Einzelnen in diesen kleinen Gruppen basierte auf einem individualistischen Partizipationsverständnis, das sich von den linken Vorstellungen eines ›Klassenkampfes‹ entfernte.²⁴³ Im Zuge dieser Abgrenzung maßen die Aktivistinnen in den autonomen Gruppen der theoretischen Arbeit eine geringere Bedeutung zu, während der Lernmodus der Erfahrung als »empirisch-sinnliche Seite der Identitätsbildung« an Bedeutung gewann.²⁴⁴ Subjektive Erfahrungen wurden zum Ausgangspunkt für strukturelle und theoretische Analysen. Diese Praxis konstituierte die Frauenbewegung und etablierte eine »Kultur der individuellen biographischen Selbstthematisierung«²⁴⁵.

Diese selbstinitiativ und basisdemokratische Arbeit erforderte ein hohes Maß an Engagement, Neugierde und Erfindungsreichtum. Für einige Frauen ging das mit einer Orientierungslosigkeit einher, die nicht immer in konstruktive Prozesse mündete. So tauschten sich die Aktivistinnen im West-Berliner Frauenzentrum den überlieferten Plenumsprotokollen und Berichten nach immer wieder intensiv darüber aus, wie sie mit den zahlreichen interessierten Frauen umgehen sollten, die zu den monatlich stattfindenden Informationsabenden kamen. Sie erarbeiteten auch ein Konzept für diese sogenannten »Neuenabende«.²⁴⁶ Während dieser Zusammentreffen spiegelten die Interessierten oft das Bedürfnis nach Anleitung durch die erfahrenen Aktivistinnen. Die Erfahrenen wiederum stießen sich an der passiven Haltung der interessierten Frauen, die mit der Erwartung ins Zentrum kämen, alles dargeboten zu bekommen, ohne selbst aktiv werden zu müssen. In der Selbstdarstellung des Frauenzentrums Berlin von 1976 heißt es dazu:

240 Quellen zum Aktionsrat, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20 (1) Aktionsrat zur Befreiung der Frau.

241 Ausführliche Analyse dieser Kampagne bei: Schulz: Der lange Atem der Provokation, S. 145–175.

242 Ebd., S. 75; Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 73.

243 Siegfried: Die Rückkehr des Subjekts, S. 135.

244 Ebd., S. 132–134, Zitat Siegfried, S. 134.

245 Thon: Frauenbewegung im Wandel der Generationen, S. 89. Der Begriff der Selbstthematisierung geht, wie oben gezeigt, auf Heinz Budes Beschreibung der ›68er-Generation‹ zurück. Der Soziologe verortet die Initialzündung »für einen grundlegenden Formwandel des gesellschaftlichen Subjekts und der individuelle Selbstthematisierung« in theoretischen Texten aus dem Jahr 1968; Bude: Das Altern einer Generation, S. 61.

246 Konzept für den inhaltlichen Ablauf des Neuenabends, vermutl. 1977, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20 Frauenzentrum (5).

»Wir möchten, daß Frauen, die neu ins Frauenzentrum kommen, selbst ihre eigenen Gruppen bilden und daraus ihre eigene Frauenarbeit entwickeln – nicht unter der Leitung, sondern nur in Zusammenarbeit mit den schon bestehenden Gruppen. Da ein solches Vorgehen ungewohnt ist, bereitet es neuen Frauen oft Schwierigkeiten.«²⁴⁷

Diese Praxis ist Teil der Dezentralität und Heterogenität der neuen Frauenbewegung. Es gab zwar Praktiken und Theorietexte, auf die sich Frauengruppen bundesweit bezogen, sowie verbindende Ziele – allen voran die Abschaffung des Paragraphen 218 – doch keine zentrale Organisation oder gar politische Richtlinien, der die meisten Gruppen folgten. Vielmehr zeichnet sich die neue Frauenbewegung auch durch ihre großen inneren Differenzen aus. Dieser Umstand erschwert auch die Erforschung der Bewegung und die Formulierung von umfassenden Aussagen.²⁴⁸

Die Struktur der feministischen Öffentlichkeit hatte auch Auswirkungen auf die feministische Erinnerungskultur. Bevor sich ab Mitte der 1970er Jahre eine plurale feministische Öffentlichkeit entfaltete, gab es kein Medium oder spezifische Gesprächsräume, auf die sich an der Geschichte interessierte Frauen beziehen konnten. Das änderte sich mit der ersten Sommeruniversität für Frauen 1976 und mit den Gründungen der überregional erfolgreichen Bewegungszeitschriften *Courage* 1976 und *Emma* 1977.²⁴⁹ Bis dahin zeigt sich umso deutlicher, dass die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus dezentral von Einzelnen initiiert wurde, sie war kein Anliegen eines ganzen Bewegungskollektivs. Doch in den verfügbaren Quellen aus der Frühphase der Frauenbewegung ist lesbar, dass es von Anfang an in der Bewegung Frauen gab, die sich für Geschichte interessierten. Sie fragten ihre Hochschullehrer*innen nach den Frauen in der Geschichte oder suchten selbst nach ihnen. So erinnerte sich Annette Kuhn, die 1986 als erste Professorin eine Denomination für Frauengeschichte erhielt, dass sie schon 1971 von Student*innen der Pädagogischen Hochschule Bonn nach Frauen im Nationalsozialismus gefragt wurde und auf deren Wunsch ein Seminar zu dem Thema erarbeitete.²⁵⁰ Für einige Frauen, die Ulla Bock zu den Pionierinnen der Frauen- und Geschlechterforschung zählt, wurde die »Rückbindung der eigenen Existenz an vergangene Frauenleben [...] zum Movers der Suche nach der eigenen Identität.«²⁵¹

Auch aus den überlieferten Papieren des Aktionsrats und des West-Berliner Frauenzentrums lässt sich ablesen, dass es in der autonomen feministischen Bewegung Frauen gab, die ein Interesse an der Einordnung der eigenen Person und der feministischen Emanzipationsbewegung in die Geschichte hatten. Aus dem Aktionsrat heraus fand sich eine Gruppe, die sich mit dem Thema »Bürgerliche und Sozialistische Frauenbewegungen von 1789 bis 1969« beschäftigte. Das Papier einer Vorbesprechung für ein »Strategie-

247 Frauen aus dem Frauenzentrum: Fraueninfo Berlin. Selbstdarstellung, Berlin 1976, S. 2.

248 Vgl. auch Heinsohn, Kirsten: Die eigene Geschichte erzählen. Erinnerungskulturen der deutschen Frauenbewegung, Arbeitspapier aus der Kommission »Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie«, in: Hans Böckler Stiftung, 2020, URL: <https://www.boeckler.de/de/faust-detail.htm?produkt=HBS-008049>, S. 24 (04.11.2023).

249 Siehe Kapitel 3 und Kapitel 4.1.

250 Kuhn, Annette: Ich trage einen goldenen Stern. Ein Frauenleben in Deutschland, Berlin 2003, S. 166–167.

251 Bock: Pionierarbeit, S. 89.

Seminar« aus dem Juli 1969 stammt von Ingrid Schmidt-Harzbach.²⁵² Schmidt-Harzbach war Politikwissenschaftlerin und als Dozentin an der Freien Universität Berlin und freie wissenschaftliche Autorin entscheidend an der Begründung der historischen Frauenforschung beteiligt.²⁵³ Auch die im Aktionsrat kursierenden Literaturlisten belegen das Interesse an Geschichte und Nationalsozialismus.²⁵⁴ Die unter der Überschrift »Faschismus und Weiblichkeit« empfohlenen Titel waren einerseits die in der Studentenbewegung breit rezipierte Schrift Wilhelm Reichs zur »Massenpsychologie des Faschismus«²⁵⁵, sowie ausgewählte Hefte der prominenten, marxistisch orientierten Wissenschaftszeitschrift *Das Argument*.²⁵⁶ Sie griffen jedoch auch auf Werke von konservativen Historikern zurück, empfahlen etwa das Kapitel »Deutsche Frau und Mutter« aus Joachim Fests Werk »Das Gesicht des Dritten Reichs« (1963) sowie »Theorien über den Faschismus« (1967), herausgegeben von Ernst Nolte. Außerdem wiesen sie auf den Aufsatz »Die Frauen im deutschen Faschismus« von Florence Hervé hin.²⁵⁷ Dieser Text ist eine der ersten veröffentlichten Auseinandersetzungen einer Feministin mit der Rolle der Frau im Nationalsozialismus. Die Germanistik-Studentin Hervé war seit 1967 Aktivistin im Arbeitskreis Emanzipation an der Pädagogischen Hochschule Bonn.²⁵⁸ Als freie Autorin wurde sie später unter anderem mit ihrem Buch über die »Geschichte der deutschen Frauenbewegung«²⁵⁹ zur Traditionsstifterin der feministischen Bewegungen. In ihrem schon 1963 veröffentlichten Artikel im wichtigen linken Publikationsblatt *Das Argument* analysierte sie auf Grundlage mehrerer schriftlicher NS-Quellen das »Frauenbild des Nationalsozialismus«. Ihre Rekonstruktion fußte im Wesentlichen auf Aussagen von NS-Funktionsträgern, von Adolf Hitler über Joseph Goebbels bis hin zur Reichsfrauenführerin Gertrud Scholz-Klink. Hervés Beitrag steht in keinem analytischen Zusammenhang mit linken Faschismustheorien und zeigt auch keine deutlich erkennbaren feministischen Ideen auf. Er ist jedoch als erster Versuch zu deuten, sich in der linken Alternativöffentlichkeit einschlägig mit dem nationalsozialistischen Frauenbild auseinanderzusetzen.

Diese Beispiele zeigen, dass sich einige Feministinnen zunächst intuitiv mit Geschichte auseinandersetzten und auf das Material zurückgriffen, das ihnen zu diesem Zeitpunkt zugänglich war. Eine Selbstdarstellung aus dem West-Berliner Frauenzentrum gibt Aufschluss über das Vorgehen und die Motive geschichtsinteressierter

252 Schmidt-Harzbach, Ingrid: »Strategie-Seminar«, 11.07.1968, in: Quellen zum Aktionsrat, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20 (1) Aktionsrat zur Befreiung der Frau.

253 Siehe Kapitel 4.1.

254 APO Archiv: S, BRD und Ausland, Aktionsrat zur Befreiung der Frauen (Hanna Kröger), Projektgruppe Kinderläden, Woman Power, Rundbriefe, Arbeitspapiere, Fragebögen (Annemarie Tröger), 1968–1969, Signatur 238–239; Quellen zum Aktionsrat, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20 (1) Aktionsrat zur Befreiung der Frau.

255 Reich: Massenpsychologie des Faschismus. Siehe Kapitel 2.1.2.

256 Vgl. die *Argument*-Hefte mit den folgenden Titeln: Sexualität und Herrschaft III, 1963; Faschismus-Theorien II, 1965; Faschismus-Theorien III, 1965; Staat und Gesellschaft im Faschismus. Faschismus-Theorien IV, 1966.

257 Hervé, Florence: Die Frauen im deutschen Faschismus, in: *Das Argument*, Jg. 5, H. 1 (1963), S. 19–22.

258 Hodenberg: Das andere Achtundsechzig, S. 103–106.

259 Hervé/Doormann: Geschichte der deutschen Frauenbewegung.

Frauen. In der Broschüre *Fraueninfo* (1976)²⁶⁰ veröffentlichte die Gruppe »Arbeiter- und Frauenbewegung« ihren Bericht. Demnach habe sie im Sommer 1973 als »Selbsterfahrungsgruppe« angefangen und im Laufe der Zeit ihr Hauptinteresse in der Geschichte gefunden. Sie erläuterten, der Ursprung des Interesses an Geschichte sei es, sich »einerseits Ahnung über die Arbeiterbewegung zu verschaffen, um nicht immer von linken Gruppen überfahren zu werden. Zum anderen interessierte uns, ob und in welcher Weise sich Frauen schon früher gegen ihre Unterdrückung gewehrt haben.«²⁶¹ Sie fingen chronologisch ab 1789 an und recherchierten aufgeteilt, sodass jede Teilnehmerin für einen bestimmten Zeitraum ein Papier erarbeitete, das dann in der Gruppe besprochen wurde. Hierfür griffen sie auf »alle[r] möglichen Bücher (von Zetkin bis DTV-Weltgeschichte)«²⁶² zurück. 1976 nahmen sich die Frauen vor, zukünftig auch »auf die weitere historische Entwicklung (Weimar, Faschismus) einzugehen«.²⁶³

Diese Quellen zeigen mir erstens, dass es von Beginn an Frauen in den ersten feministischen Gruppen gab, die sich mit Geschichte auseinandersetzen wollten. Es ist zweitens ersichtlich, dass sie ihre Wissensgenerierung in diesen Kleingruppen intuitiv, eigeninitiativ und mit Rückgriff auf in Universitätsseminaren üblichen Recherchetechniken gestalteten. Die Frauen lernten jedoch auch neue Methoden kennen, die auch für ihre Auseinandersetzung mit Vergangenen einflussreich war, wie ich im Folgenden aufzeigen möchte.

2.2.2 Die feministische Praxis der Selbsterfahrung und ihr Potential für biografische Erinnerung

Mit der Selbsterfahrung führten Feministinnen in die frühen Frauengruppen der autonomen Bewegung eine Gesprächsstruktur ein, die mit Regina Dackweiler und Barbara Holland-Cunz als »Analysetechnik, Organisationsstruktur, praktische Methode und ein spezifischer Produktionsprozeß feministischer Öffentlichkeit«²⁶⁴ zu beschreiben ist. Die Praxis des sogenannten *consciousness raising* wurde in der US-amerikanischen Frauenbewegung entwickelt und Frauen, die diese Praxis vor Ort erlebt hatten, »brachten« sie in die westdeutsche Bewegung mit.²⁶⁵ Mit der Übersetzung des programmatischen Textes von Pamela Allen »Free Space« im Jahr 1972 etablierte sich diese Praxis.²⁶⁶ Dabei verwendeten die Frauen sowohl den Begriff *consciousness raising*, abgekürzt CR, als auch Selbsterfahrung, abgekürzt SE, oder den Ausdruck »Quatschgruppen«. So eine Erläuterung aus München:

260 Frauen aus dem Frauenzentrum: *Fraueninfo* Berlin.

261 Ebd., S. 41.

262 Ebd.

263 Ebd., S. 43.

264 Dackweiler/Holland-Cunz: Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit, S. 109.

265 Gröschner: Berolinas zornige Töchter, S. 71–72.

266 Allen, Pamela: Free-Space, in: Arbeitskollektiv Sozialistische Frauen Frankfurt (Hg.): Frauen gemeinsam sind stark. Texte und Materialien des Women's Liberation Movement in den USA, 2. Auflage, Frankfurt a.M. 1972, S. 63–69.

»Ca. 1971 wurden CR-Gruppen (CR= consciousness-raising = Bewusstseinerhebungs o. Selbsterfahrungsgruppen) gebildet. Diese Idee wurde von Frauen, die selber in Amerika waren, in die Gruppe hineingetragen. Die CR-Gruppen ersetzen für die Münchener Frauen die üblichen frustrierenden Theoriegruppen.«²⁶⁷

Die Aktivist*innen der autonomen Bewegung zogen diese Praxis der theoretischen Arbeit in den marxistisch oder kommunistisch orientierten Schulungsgruppen vor. Diese waren im Zerfallsprozess des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds (SDS) entstanden oder hatten sich aus den frühen, um 1968 aktiven ersten Frauengruppen wie dem Aktionsrat in West-Berlin und den Weiberräten in Frankfurt gebildet. Das *consciousness raising* markiert die Hinwendung zur subjektiven Erfahrung von Frauen und die Abwendung von Erkenntnisgewinn über ein Theorie-Studium. Als spezifisch weiblich begriffene, in der Gesellschaft kaum repräsentierte Erfahrungen und Bedürfnisse sollten artikuliert und in die Öffentlichkeit getragen werden. Dieser Ansatz fand in der autonomen Frauenbewegung sehr schnell Verbreitung. Angelika Wagner formulierte die Methode 1973 für die neue Frauenbewegung als »Bewußtseinsveränderung durch Emanzipationsgesprächsgruppen« neu und schätzte, dass es Mitte der 1970er Jahre 300 bis 500 Selbsterfahrungsgruppen in der Bundesrepublik gab.²⁶⁸

Die »CR-Gruppen« oder »SE-Gruppen« bestanden idealerweise aus circa fünf bis sieben festen Teilnehmerinnen, wobei einige Handreichungen auch bis zu zwölf Teilnehmerinnen empfahlen. Die Gruppen waren geschlossen und sollten sich regelmäßig einmal wöchentlich treffen.²⁶⁹ In der Gesprächsrunde sollten reihum alle Anwesenden zu Wort kommen und sich zu einem vorher gewählten Thema – zum Beispiel Partner*innenbeziehung oder Sexualität – frei äußern. Die Gesprächsregeln sahen es vor, dass die Wortbeiträge durch die anderen Teilnehmerinnen nicht kommentiert oder kritisch hinterfragt wurden, Nachfragen im Sinne eines »aktiven Zuhörens« waren jedoch wünschenswert.²⁷⁰ Nachdem alle Frauen gesprochen hatten, sollten die Gemeinsamkeiten ihrer Berichte analysiert und Problemlösungen in politische Forderungen umgewandelt werden. Diese feministische Praxis ging also davon aus, dass die Erfahrungen von Frauen auf grundsätzliche Strukturen zurückzuführen seien, die in einer Theoriebildung greifbar und politisch angreifbar gemacht werden müssen.²⁷¹ Solcherart Erkenntnisse aus der individuellen Erfahrung vieler Einzelner zu erwerben, das war

267 Frauen aus dem Berliner Frauenzentrum, Bericht über die Diskussion mit einer Münchener Frauengruppe, vermutl. Januar 1973, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20 Frauenzentrum (4), S. 1.

268 Wagner, Angelika: Bewußtseinsveränderung durch Emanzipationsgesprächsgruppen, in: Hans Dieter Schmidt/Christiane Schmerl/Astrid Krameyer (Hg.): Frauenfeindlichkeit. Sozialpsychologische Aspekte der Misogynie, München 1973, S. 143–159; Dackweiler/Holland-Cunz: Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit, S. 120.

269 Frauen aus der Frauengruppe Freiburg: Kleingruppen – Erfahrungen und Regeln, in: Frankfurter Frauen (Hg.): Frauenjahrbuch 1, 2. Auflage, Frankfurt a.M. 1975, S. 184–198, hier: S. 193. In der Broschüre »Fraueninfo Berlin« geben Frauen aus dem Frauenzentrum Berlin etwa sieben bis zwölf Teilnehmerinnen als ideale Gruppengröße an, siehe: Frauen aus dem Frauenzentrum: Fraueninfo Berlin, S. 18.

270 Frauen aus der Frauengruppe Freiburg: Kleingruppen, S. 195.

271 Thon: Frauenbewegung im Wandel der Generationen, S. 88.

eine radikale kulturelle und politische Veränderung.²⁷² Eine Freiburger Frauengruppe brachte die Prämisse dieser Gesprächspraxis auf den Punkt: »Erfahrungen sind für die, die sie macht, immer wahr.«²⁷³

Der Zusammenhang von Gespräch und politischer Aktion war das wesentliche Element dieser Praxis. Hierauf insistierten Frauen einer Berliner und einer Münchener Gruppe, die vermutlich 1973 über die CR-Methode diskutierten: In einem internen Papier hielten sie fest, inwieweit bei den Gruppen das Bedürfnis bestünde, sich »gemeinsamen Aktivitäten« zu widmen, um politische und gesellschaftliche Veränderungen zu erreichen. Sie warnten davor, dass eine erneute »Trennung von politisch und persönlich« erfolge, wenn die Frauen sich in CR-Gruppen einerseits und Aktionsgruppen andererseits organisierten.²⁷⁴ Die Gesprächspraxis und die politische Praxis waren für sie untrennbar miteinander verbunden.

Mehrere Frauengruppen formulierten um 1975 Texte, in denen sie die Selbsterfahrungs-Praxis erklärten, kommentierten und auf Basis ihrer Erfahrungen reflektierten. Hierbei bekräftigten sie zunächst die Grundsätze, oft mit Bezugnahme auf die Texte von Pamela Allen und Angela Wagner, und die grundsätzliche Relevanz des *consciousness raising* für die Bewegung. Frauen aus dem Frauenzentrum Berlin erklärten diese Praxis zur Grundlage für alle Frauengruppen unter ihrem Dach:

»Das SE-Konzept geht davon aus, daß die Frauen ihre persönliche Unterdrückung nicht als ihr individuelles ›Schicksal‹ sehen, sondern gemeinsam erfahren, daß ihre Unterdrückung nur aus dem gesellschaftlichen Zusammenhang geklärt und erklärt werden kann. Nach einiger Zeit sollen die Frauen dann versuchen, eine Arbeitsgruppe mit festem Thema zu bilden, die theoretisch und praktisch arbeitet. Die Selbsterfahrung ist in jedem Fall Bestandteil jeder Frauengruppe im Frauenzentrum.«²⁷⁵

Dieser Anspruch, dass die SE-Praxis von jeder Frauengruppe durchgeführt werden sollte, ganz gleich zu welchem Thema sie arbeiten wollte, zeigt die enorme Wertschätzung und Überzeugung von dieser Bewusstseinsbildung. Auch ein Freiburger Autorinnen-Kollektiv hielt im ersten »Frauenjahrbuch« von 1975 fest: »Hiermit wird ganz klar, wie politisch wichtig die Kleingruppen sind: sie sind unsere politische Basis!«²⁷⁶ Und eine Mannheimer Frauengruppe fasste die Bedeutung der Selbsterfahrung in einem Arbeitspapier prägnant zusammen: »Gesprächsgruppen und Selbsterfahrungsgruppen haben eine wesentliche Funktion innerhalb der Frauenbewegung: sie stellen einen unmittelbaren Zusammenhang der theoretischen Arbeit mit den subjektiven Erfahrungen her und werden so zum Teil der politischen Praxis.«²⁷⁷

272 Reichardt: Authentizität und Gemeinschaft, S. 142.

273 Frauen aus der Frauengruppe Freiburg: Kleingruppen, S. 195.

274 Frauen aus dem Berliner Frauenzentrum, Bericht über die Diskussion mit einer Münchener Frauengruppe, vermutl. Januar 1973, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20 Frauenzentrum (4). Zitate ebd.

275 Frauen aus dem Frauenzentrum: Fraueninfo Berlin, S. 18.

276 Frauen aus der Frauengruppe Freiburg: Kleingruppen, S. 190.

277 Selbsterfahrungsgruppen – Arbeitspapier von Frauen aus dem Frauenzentrum Mannheim, vermutl. 1973–1975, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20 Frauenzentrum (4).

Die feministische Praxis des *consciousness raisings* offenbart auch das Verständnis von Geschlecht in der frühen neuen Frauenbewegung. Die Frauen gingen von einem binären und biologisch determinierten Geschlechtermodell aus. Dabei übernahmen sie die ideologische Sprache, die auch im SDS gepflegt worden war. »Unterdrückung« war hier der entscheidende Terminus. Die Frauen verlagerten diese auf Produktionsverhältnisse und Klassen angewandte Analyse auf Reproduktionsarbeit und Geschlechterverhältnisse: »Der Mann« wurde zum Unterdrücker und »die Frau« zur Unterdrückten. In diesem Verständnis »waren die zwei Geschlechter Mann und Frau biologisch-sozial festgelegt und standen sich tendenziell antagonistisch gegenüber.«²⁷⁸ Damit ging eine theoretische Kollektivierung und Homogenisierung von Frauen-Erfahrungen einher, die auch für die feministische Erinnerung an den Nationalsozialismus sehr wichtig wurde. Diese Annahme prägte den Feminismus der 1970er Jahre, wurde aber schon bald aus der Bewegung heraus problematisiert.²⁷⁹ Dass die Frauen in ihrer Gesprächs- und Bewusstwerdungspraxis an Grenzen stießen, hielten sie schon in den 1970er Jahren fest. So reflektierte eine Teilnehmerin einer CR-Gruppe aus dem Frauenzentrum München, dass sich die Gruppe nicht streng an die Gesprächsregeln nach Allen oder Wagner halten konnte: »Wir lasen zu Beginn alle den Artikel von Angelika Wagner über CR [...] Wir fanden die Regeln gut, wir wollten uns daran halten, stellten aber fest, daß das sehr schwierig ist.«²⁸⁰ Die Verfasserin dieser Reflexion erläuterte die Schwierigkeiten, in der Gruppe ein rückhaltlos offenes Gespräch zu führen oder die Regel des Nacheinander-Redens einzuhalten, da sich oft spontane Zwischenfragen und Dialoge ergeben hätten.²⁸¹ Interessant ist ihre Wahrnehmung, dass die Fokussierung auf gemeinsame Themen so schwer gewesen sei:

»Als wir uns zum erstenmal [sic!] trafen, berichteten alle reihum von ihrem bisherigen Leben; »Lebensläufe« im üblichen Sinn waren es aber schon deshalb nicht, weil jede das hervorhob, was ihr besonders wichtig war. Und so, wie wir sehr verschieden waren, uns in sehr unterschiedlichen Situationen befanden und uns mehr zufällig zu einer Gruppe zusammengefunden hatten, waren auch unsere Lebensgeschichten sehr verschiedenen.«²⁸²

Diesen Eindruck teilte auch eine andere Frau aus derselben Gruppe:

»Was mich zum Beispiel immer wieder verunsicherte, war die Tatsache, daß die Lebensgeschichten der einzelnen Frauen so grundverschieden waren. Von den Umständen her gab es keine gemeinsamen Faktoren, durch die man vom Individuellen auf das Allgemeine hätte schließen können. Die eine hatte eine umsorgende Mutter, eine

278 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 48.

279 Dazu ausführlich Kapitel 5.1 und Kapitel 6.1.

280 Frauenzentrum München: Selbstdarstellung autonomer Frauengruppen München Ingolstadt, München 1975, S. 25.

281 Ebd., S. 26–27.

282 Ebd., S. 26.

andere eine gesellschaftlich orientierte Mutter, eine dritte eine gleichgültige Mutter etc.«²⁸³

Von dieser Verschiedenheit konnte die Verfasserin dieses Erfahrungsberichts nicht auf die angenommene Gemeinsamkeit einer ›Unterdrückung‹ der eigenen Person und der Frauen generell schließen. Regina Dackweiler gibt in ihrer 1991 veröffentlichten kritischen Reflexion der CR-Methode zu Bedenken, dass diese einen Differenzen-nivellierenden Automatismus in sich trage: »Das politische Ziel – Produktion, Veröffentlichung und Vervielfältigung von bislang ausgeschlossenen Erfahrungen und Wissen – wird durch den Zwang zur Identifikation abgedrängt«.²⁸⁴ Deswegen seien in der Umsetzung dieser Gesprächspraxis minoritäre Erfahrungen ausgeschlossen oder Frauen in vermeintlich homogene Gruppen sortiert worden. Das sei das große Dilemma dieser Methode, die eigentlich darauf abzielte, weibliche ›unterdrückte‹ Erfahrungen zu verbalisieren und damit zu gesellschaftlicher und politischer Veränderung beizutragen. Anhand der Berichte von mehreren Teilnehmerinnen derselben Münchener Gruppe lässt sich dieser Mechanismus nachvollziehen. Die oben erläuterte Irritation von zwei Teilnehmerinnen wurde von einer weiteren Frau derselben Gruppe nicht geteilt. Ihr gelang es, die angestrebte ›Einsicht‹ auf einen Nenner zu bringen, wobei sie sich eines einfachen Kompromisses bediente. Sie schrieb:

»Die besten Abende aber erscheinen mir im Nachhinein doch diejenigen gewesen zu sein, wo wir alle zu einem Thema erzählten: zu unserer Mutter und zu unserem Vater z.B., wobei wir dann feststellten, daß jede ihre Jugend irgendwie als schwer, sich als unverstanden und allein empfand. Immer war zu einem Elternteil, oft zu beiden ein gestörtes liebloses Verhältnis. Jede fühlte sich unter- oder erdrückt, manchmal auch durch Liebe.«²⁸⁵

Die durchaus unterschiedlichen Erfahrungen der Unterdrückung oder Erdrückung »manchmal auch durch Liebe« wusste die Verfasserin dieses Textes zu harmonisieren. Alle hätten ihre Jugendzeit »irgendwie als schwer« empfunden. Dass die Gründe ganz unterschiedlich gewesen seien konnten, irritierte sie nicht. Es gelang ihr so, auch gegensätzliche Erfahrungen zu einer Interpretation zusammenzufassen. Zudem empfand sie offenbar – im Gegensatz zu ihren Gruppenpartnerinnen – die Abende, an denen die Teilnehmerinnen über ihre Elternhäuser sprachen, als harmonisch und konstruktiv.

Wie aus dieser Reflexion der Teilnehmerinnen der Münchener Gruppe schon hervorgeht, waren die Eltern und die Herkunft der jungen Frauen oft ein Thema. Dies ist in den Empfehlungen zum *consciousness raising* auch so angelegt. Laut der Empfehlungen für CR-Gruppen sollten die Frauen sich zum Kennenlernen gegenseitig die eigene Lebensgeschichte erzählen. So riet eine Freiburger Frauengruppe in ihrer Regelaufstellung dazu, nicht mit zu schwierigen Themen wie Sexualität zu beginnen, sondern die eigene Biografie voranzustellen: »Oft ist es sinnvoll, wenn man mit der Kindheit beginnt (Eltern,

283 Ebd., S. 35.

284 Dackweiler/Holland-Cunz: Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit, S. 113.

285 Frauenzentrum München: Selbstdarstellung, S. 22.

Geschwister, ich selbst).«²⁸⁶ Die Themen der eigenen Herkunft und daran angelehnt der historischen Umstände und Einflüsse auf die eigene Familie, also eventueller Verlust von Familienmitgliedern, Umsiedlung oder Flucht, Statusverlust und andere kriegsbedingte Erfahrungen können dabei besprochen oder zumindest erwähnt worden sein. Eine Frau aus dem Münchener Frauenzentrum erläuterte das Vorgehen in ihrer Gruppe:

»Wir stellten uns vor, indem wir reihum sehr ausführlich über Kindheit, Jugend, Ausbildungszeit sprachen. Wir stellten uns Themen wie: Beziehung zum Vater, Beziehung zu Männern, Beziehung zum eigenen Körper, Sexualität, Beziehung zur Mutter, Religion, unser Verhältnis zu Kinder haben oder nicht.«²⁸⁷

Welchen Stellenwert das Thema der Herkunftsfamilie dann im weiteren Verlauf der Gruppenarbeit hatte, wird in jedem Fall individuell verschieden gewesen sein. Viele Gruppen wandten sich feministischer Gegenwarts kritik und aktionistischer Arbeit zu. Es ist jedoch auch grundsätzlich vorstellbar, dass das Thema NS-Vergangenheit in den Gesprächsgruppen explizit thematisiert wurde. Dies hat in den Berichten aus den CR-Gruppen, die ich für diese Arbeit auswerten konnte, jedoch keinen breiten Niederschlag gefunden. Eine 1975 veröffentlichte Erläuterung einer Frau aus München ist eine interessante Ausnahme. Sie exemplifizierte die Problematik des kritikfreien Nachfragens anhand eines Gesprächs über ihren Vater und seine NS-Vergangenheit:

»Es gibt Fragen, die auch bei uns zum Glück oft gestellt wurden: solche, die einfach den Wunsch nach genauerer Information ausdrücken. Eine Frage wie: »Hat denn dein Vater gar nicht mit den Nazis zu tun gehabt?« zwang mich zum genaueren Überlegen, damit ich die genauere Information geben konnte, und dies [sic!] Überlegen trug auch zur Klärung meines Verhältnisses zu meinem Vater bei (was übrigens an dem Abend tatsächlich Thema war). Eine Frage wie: »Meinst du, daß du das richtig siehst, ist es nicht eher so, daß du deinen Vater idealisierst«, ist dagegen eine versteckte Kritik, enthält die Unterstellung, daß ich meine Erfahrung falsch interpretiere, und die Vorschrift: »Du sollst deinen Vater nicht idealisieren!«. Wenn ich aber meinen Vater so sehe und so sehen will und meine Gründe dafür mir (noch) lieb und teuer sind, dann werde ich mich in diesem Moment gegen die andern, die sowas fragen, wehren und eine Interpretation finden, die die andern zufriedenstellt, die ich aber selbst nicht glaube.«²⁸⁸

Diese Reflexion bestätigt die Vermutung, dass das Konzept des *consciousness raising* dazu einladen konnte, über das Verhältnis der jungen Frauen zu ihren Eltern zu sprechen. Aufgrund der Dringlichkeit, die das Thema NS-Vergangenheit für die Generation der Studentenbewegung hatte, und aufgrund der generationellen Lage der Aktivist*innen ist anzunehmen, dass zumindest in den frühen Jahren dieser Bewusstwerdungspraxis in der feministischen Bewegung die NS-Vergangenheit der Eltern in CR-Gruppen angesprochen wurde.

286 Frauen aus der Frauengruppe Freiburg: Kleingruppen, S. 197.

287 Frauenzentrum München: Selbstdarstellung, S. 31.

288 Ebd., S. 27–28.

Einige Frauen vertieften die Auseinandersetzung mit ihren Eltern, wie der Bericht einer weiteren Münchener Gruppe zeigt. Sie nannten sich »Töchtergruppe« und untertitelten ihre 1975 veröffentlichte Selbstdarstellung mit dem Satz »Fragen an unsere Mütter«. ²⁸⁹ Beweggrund sei gewesen, ihre eigene »Geschichte als Mädchen« aufschreiben zu wollen. Zur Rekonstruktion der eigenen Herkunft wollten sich diese Frauen demnach besonders mit ihren Müttern auseinandersetzen, da sie davon ausgingen, insbesondere ihre ersten Lebensjahre als Kleinkind im engen Verhältnis zur Mutter verbracht zu haben. Somit seien sie entscheidend von ihr und ihren eigenen Lebensumständen geprägt worden. Dabei hätten sie festgestellt, dass sie »Erinnerungen« an die eigene Kindheit als bruchstückhaft wahrnahmen:

»Wir merkten, daß wir noch nicht einmal die genauen Daten unserer Geschichte hatten, z.B. die Berufs- oder Ausbildungssituation unserer Mütter zur Zeit unserer Zeugung und Geburt, geschweige denn ihre genauen Vorstellungen von ihrem Leben damals und somit ihre Einstellung zu ihren Töchtern[,] zu uns. Nicht im Umriß. Das aber brauchten wir, um es unseren Gefühlen und Erfahrungen gegenüberstellen zu können.«

Die Selbsterkenntnis fand somit nach Ansicht dieser Frauen in einem Aushandlungsprozess mit dem Lebensweg der eigenen Mutter statt. Es bleibt dabei offen, ob die Gegenüberstellung der eigenen »Gefühle und Erfahrungen« das Verhältnis zur eigenen Mutter betraf oder ob sie einen Vergleich ihrer zeitgenössischen Lebenssituation als junge Frau in der Berufsausbildung meinten. Bemerkenswert ist weiterhin, dass die Frauen das Gespräch mit ihren Müttern offenbar erstmalig und explizit suchten. Danach stellten sie ihr geplantes Vorgehen dar: Sie wollten einen Fragebogen für ihre Mütter entwickeln, »um wenigstens erst einmal die genauen Daten unserer Geschichte zu haben«. Danach wollten sie durch Nachfragen mit den eigenen Müttern ins Gespräch kommen und »die gesamte Familiensituation ab[zu]klopfen«. Sie äußerten die Erwartung, dass dies einen ganzen Entwicklungsprozess für sie persönlich als auch für die befragten Mütter anstoßen würde. In der Gruppe wollten sie darüber in ständigem Austausch stehen. Das Ziel sollte es sein, zuletzt die eigenen Lebensläufe aufzuschreiben. Die Einordnung der individuellen Geschichten sollte dabei »immer gesehen in Beziehung zu unserer gesellschaftlichen Situation im Patriarchat, immer auch gesehen in Beziehung zu unserer Situation des Aufbruchs als Frauenbewegung in einer Klassengesellschaft« stehen.

Diese Quellen aus der Zeit der intensiven Selbsterfahrung in der Frauenbewegung zeigen, wie diese Form der feministischen Selbstthematisierung mit biografischer Erinnerung zusammenhängt. Da die Selbsterfahrungsgruppen ihre Gespräche nicht protokollierten, ist nur in wenigen Quellen überliefert, dass die Feministinnen über die Rolle der eigenen Eltern im Nationalsozialismus sprachen. Die hier ausgewerteten Quellen zeigen jedoch das Potential des *consciousness raising* für das kommunikative Gedächtnis in zweierlei Hinsicht auf: Diese Gesprächsmethode forderte die Frauen erstens grundsätzlich dazu auf, in ihrer subjektiven Selbstreflexion von der eigenen Familiengeschichte

289 Ebd., S. 10. Alle folgenden Zitate ebd.

beziehungsweise dem Verhältnis zu den eigenen Eltern und anderen Familienmitgliedern auszugehen. Sie barg zweitens den Anreiz, mehr über die Biografien der eigenen Eltern und mit dem feministischen Interesse an Frauenbiografien insbesondere über die Biografien der eigenen Mütter zu erfahren. Die feministische Selbsterfahrung war somit ein Rahmen für die Ausübung des kommunikativen Gedächtnisses – nämlich das intensive Gespräch von Frauen über ihre Lebenserfahrungen – und ein Impuls zu einer stärkeren Kommunikation über individuelle Erinnerungen im Familienzusammenhang. Die Feministinnen interessierten sich jedoch über die eigenen Familienmitglieder hinaus auch für andere Frauenbiografien, wie ich im Folgenden aufzeige.

2.2.3 Referenzen zum Nationalsozialismus in feministischer biografischer Literatur

Eine Hauptstrategie der neuen Frauenbewegung war es, weibliche Anliegen und Erfahrungen öffentlich zu machen. Dazu gehörten von Anfang an tabuisierte Erfahrungen wie solche von Gewalt, ungewollter Schwangerschaft und Abtreibung, aber auch die ›durchschnittlichen‹ Lebenserfahrungen von Frauen in der – so die Analyse – patriarchalen Gesellschaft. Gleichzeitig leisteten die Feministinnen damit eine Umwertung der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Opfern. Sie sollten aus dem Schatten der Missachtung heraustreten und nicht länger ignoriert oder geringgeschätzt werden.²⁹⁰ Feministinnen machten provokativ und lautstark auf diese Erfahrungen aufmerksam. ›Betroffenenberichte‹ waren ein wichtiger Teil dieser Sichtbarmachung.²⁹¹ Sie verliehen der Kritik an den als ungerecht, gewaltvoll und unterdrückerisch angesehenen Strukturen Bedeutung. Da diese Analyse der patriarchalen Unterdrückung sich auf die gesamte Gesellschaft und somit auf alle Frauen bezog,²⁹² war die Veröffentlichung von Frauenbiografien – analog zum *consciousness raising* als Gesprächsmethode – generell interessant.

Ich analysiere im Folgenden zwei Publikationen, die in den Jahren 1969 und 1971 veröffentlicht wurden und somit aus der Anfangszeit der neuen Frauenbewegung stammen: »Frauen – Versuche zur Emanzipation« von Erika Runge und »Frauen gegen den § 218 – 18 Protokolle« von Alice Schwarzer.²⁹³ Diese Bücher erschienen noch bevor sich die feministische Frauenzentrums- und Verlags-Szene entwickelte. Die Herausgeberinnen waren für die Bewegung wichtige Aktivistinnen und Publizistinnen. An den Büchern, die der Suhrkamp-Verlag veröffentlichte, ist auffällig, dass sie ein sehr ähnliches Konzept verfolgten. Sie bestehen aus vermutlich zuvor auf Tonband aufgezeichneten und verschriftlichten biografischen Erzählungen unterschiedlicher Frauen. Dieses dokumentarische Prinzip steht im Kontext der zeitgenössischen Konjunktur politisch motivierter Sozialreportagen, wie sie etwa auch die spätere RAF-Terroristin Ulrike Meinhof mit

290 Goltermann, Svenja: Opfer. Die Wahrnehmung von Krieg und Gewalt in der Moderne, Frankfurt a.M. 2017, S. 191.

291 Thon: Frauenbewegung im Wandel der Generationen, S. 88.

292 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 48.

293 Runge, Erika (Hg.): Frauen. Versuche zur Emanzipation, Frankfurt a.M. 1969; Schwarzer, Alice (Hg.): Frauen gegen den § 218. 18 Protokolle, aufgezeichnet von Alice Schwarzer, Frankfurt a.M. 1971.

ihren Berichterstattungen über Kinder und Jugendliche in Fürsorgeeinrichtungen betrieb.²⁹⁴

Die promovierte Literaturwissenschaftlerin und etablierte Rundfunk- und Fernsehredakteurin Erika Runge (geb. 1939) hat mehrere viel beachtete dokumentarische Werke veröffentlicht, wozu die 1969 erstmalig erschienene Interviewsammlung »Frauen – Versuche zur Emanzipation« gehört.²⁹⁵ Darin ließ sie siebzehn unterschiedliche Frauen im Alter zwischen 14 und 84 Jahren ihre Biografie selbst erzählen. In verdichteten autobiografischen Erzählungen berichteten die Frauen von ihrem Elternhaus, ihrer Erziehung, ihrer beruflichen Bildung, ihrem Lebensweg, ihrem Verhältnis zu Männern und – sofern vorhanden – zu ihren eigenen Kindern. In ihrem Nachwort legte die Herausgeberin ihr Anliegen dar, sie wolle »Beispiele gelungener Emanzipation sammeln, [...] Vorbilder zeigen und Mut machen.«²⁹⁶ Kritisch stellte sie daraufhin fest: »Ich habe keinen Fall solcher Emanzipation gefunden. Das liegt weniger an den Frauen selbst, als an den Umständen, unter denen sie sich behaupten müssen. So liefert das Buch Material zum Nachdenken, zum Nachdenken über individuelle und gesellschaftliche Erfahrungen.«²⁹⁷

Bei der Mehrzahl der Frauen zwischen den Geburtsjahrgängen 1900 und 1942 spielte der Nationalsozialismus in ihren Berichten eine mehr oder weniger präsente Rolle. Die zwei Ältesten (Jahrgang 1883 und 1893) stellten die NS-Zeit eher in ein relatives Verhältnis zu ihrem langen Leben. Die zwei Jüngsten (Jahrgang 1948 und vermutlich 1953) erwähnten den Nationalsozialismus gar nicht beziehungsweise eine der jungen Frauen nur indirekt, indem sie ihre Lektüre des Tagebuchs der Anne Frank erwähnte. Alle anderen Frauen sprachen explizit vom Nationalsozialismus, dabei teilweise verklausulierte von »Hitler« oder dem »Krieg«. Dieser hatte unterschiedlich starken Einfluss auf ihr Leben. Vier erzählten Fluchtgeschichten zu Kriegsende aus den ehemaligen deutschen Gebieten im Osten. Sechs berichteten von Tod und/oder Verwundung von Vater und/oder Bruder als Soldat im Krieg. Sieben Frauen der Jahrgänge 1924 bis 1931 waren als Kinder und Jugendliche durch die Erziehung im Nationalsozialismus geprägt worden. Von diesen Frauen drückte Ursula D. am deutlichsten aus, wie stark sie als Jugendliche durch den Bund Deutscher Mädel (BDM) ideologisiert gewesen sei. Das Kriegsende sei für ihr Leben ein »ganz radikaler Bruch«²⁹⁸ gewesen. Alle Werte, an die sie geglaubt habe – »Vaterland, Ehre, Tapferkeit, Heldentum, Nationalismus«²⁹⁹ – hätten infrage gestanden. Außerdem sei ihr Verlobter noch 1945 als Soldat gestorben, was den Schock und das Verlustgefühl noch verstärkt habe.³⁰⁰

Unter den Berichten der Frauen, die als Kinder und Jugendliche im Nationalsozialismus aufwuchsen, findet sich auch die Erzählung von Peggy P., deren Familie

294 Meinhof, Ulrike: *Bambule. Fürsorge – Sorge für wen?*, Berlin 1971.

295 »Runge, Erika«, in: Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv, URL: www.munzinger.de/document/00000014794 (04.11.2023).

296 Runge: *Frauen*, S. 271.

297 Ebd.

298 Ursula D. Malerin und Dozentin für Literaturwissenschaft in Stuttgart. *Geschieden, ein Kind*, in: Runge: *Frauen*, S. 152–164, hier: S. 154.

299 Ebd.

300 Ebd., S. 155.

als jüdisch verfolgt wurde.³⁰¹ Peggy P. ist die Journalistin Peggy Parnass, die in den 1970er Jahren als Gerichtsreporterin für das linke Magazin *konkret* im Alternativmilieu Bekanntheit erlangte. Sie erzählte in Runge's Band von der Diskriminierungs- und Ausgrenzungsgeschichte ihrer jüdischen Familie in ihrer Heimatstadt Hamburg. Die nationalsozialistischen Täter*innen ermordeten ihre Eltern im Vernichtungslager.³⁰² Es gelang der Mutter zuvor, Peggy Parnass und ihren jüngeren Bruder mit einem Kindertransport nach Schweden zu schicken. In ihrem autobiografischen Bericht schilderte Peggy Parnass ihren weiteren Lebensweg: Sie sei in zwölf verschiedenen Pflegefamilien gewesen und als junge Frau nach England emigriert. Nach dem Krieg kehrte sie von dort aus nach Deutschland zurück. Sie hatte überall Antisemitismus erlebt und schlug sich als mit verschiedenen Tätigkeiten durch.

Von den von Erika Runge interviewten Frauen, die im Nationalsozialismus erwachsen waren (Jahrgänge 1883 bis 1913), war eine im aktiven Widerstand. Es handelt sich um Grete T. alias Grete Thiele (1913–1993), die bis 1933 SPD-Mitglied gewesen war und später für ein kommunistisches Widerstandsnetzwerk gearbeitet hatte.³⁰³ Sie beschrieb in ihrem Lebensbericht ihre politische Prägung und wie sie im Dezember 1933 verhaftet und zu dreieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden war. In den 1940er Jahren habe sie Kontakt zur Saefkow-Bästlein-Jacob-Gruppe gehabt, dem letzten und größten kommunistischen Widerstandsnetzwerk in NS-Deutschland, deren Anführer 1944 verhaftet und hingerichtet worden waren.³⁰⁴ Nach 1945 gründete Grete Thiele die Kommunistische Partei mit und war von 1949 bis 1953 Bundestagsabgeordnete. Nach dem KPD-Verbot 1956 lebte sie mehrere Jahre in der DDR. Zum Zeitpunkt des Interviews mit Erika Runge war Grete Thiele hauptamtliche Politikerin für die Deutsche Kommunistische Partei DKP.³⁰⁵ Die Erzählungen der Verfolgten Grete T. und Peggy P. stechen aus den anderen hervor. Grete Thieles Bericht steht aufgrund ihrer Verfolgungserfahrung konträr zu den meisten anderen Lebenserzählungen, die von Anpassung und Indifferenz im NS-System geprägt sind. Peggy Parnass' Bericht sticht auch aufgrund ihrer prosaischen Sprache und ihrer schonungslosen Offenheit aus den anderen hervor. Zum Beispiel berichtete sie ausführlich über ihre Schwangerschaft im Teenager-Alter, ihr schwieriges, von »Hassliebe«

301 Peggy P. Schauspielerin und Sprachlehrerin in Hamburg. Jüdin, Eltern in Auschwitz ermordet. Geschieden, ein Kind, in: Runge: Frauen, S. 98–122.

302 Aus anderen Berichten von Parnass ist bekannt, dass ihre Eltern nicht in Auschwitz (wie in dem Titel ihres Lebensberichts in Runge's Band angegeben), sondern in Treblinka ermordet wurden. Zuletzt: Parnass, Peggy/Rêgo Silva, Tita do: Kindheit – Wie unsere Mutter uns vor den Nazis rettete, Frankfurt a.M. 2014.

303 Grete T. 55 Jahre alt, gelernte Buchhalterin, jetzt hauptamtliche Politikerin, Mitglied DKP. Lebt in Wuppertal, geschieden, ein Kind, in: Runge: Frauen, S. 205–221.

304 Vgl. Hochmuth, Ursel: Illegale KPD und Bewegung »Freies Deutschland« in Berlin und Brandenburg 1942–1945. Biographien und Zeugnisse aus der Widerstandsorganisation um Saefkow, Jacob und Bästlein, Berlin 1998.

305 Klocksins, Jens: Kommunisten im Parlament. Die KPD in Regierungen und Parlamenten der westdeutschen Besatzungszonen und der Bundesrepublik Deutschland (1945–1956), 2. Auflage, Bonn 1994, S. 457; Thiele, Margarethe (Grete), in: Rudolf Vierhaus/Ludolf Herbst (Hg.): Biographisches Handbuch der Mitglieder des Deutschen Bundestages 1949–2002. Band 2 N–Z, München 2002, S. 874.

geprägtes Verhältnis zu ihrem Sohn und ihre Suizidgedanken.³⁰⁶ Parnass erscheint somit als ›die Andere‹ inmitten sich strukturell und thematisch ähnelnder Lebensläufe der nicht-verfolgten, deutschen Frauen.³⁰⁷

Ein weiterer Lebensbericht ist besonders interessant, da die Erzählerin (eine der vier Erwachsene zur Zeit des Nationalsozialismus) ausführlich auf die NS-Zeit Bezug nahm. Solveig A. berichtete, dass ihr Mann, als Staatsanwalt durchgängig Beteiligter der nationalsozialistischen Justiz, immer versucht habe ›das Schlimmste‹ zu verhindern. Das Verhalten ihres Mannes bleibt in der Erzählung von Solveig A. rätselhaft. Ihre eigene Einstellung zum Nationalsozialismus wird an keiner Stelle transparent, da sie sich nur über die ihres Mannes definiert. Dieser habe Berichte über die Zerstörungen beim sogenannten Novemberpogrom 1938 geschrieben, habe aber »pflichtgemäß« der SA und später der NSDAP beitreten müssen. Trotzdem habe er immer »versucht zu helfen, soweit es möglich war.«³⁰⁸ Er blieb durchgängig Staatsanwalt im nationalsozialistischen Deutschland, wurde jedoch nach Kriegsende offenbar rasch »entnazifiziert«. Nach der Erzählung von Solveig A. führte er später als Staatsanwalt »Riesenprozesse«: »Und zwar klagte er die Leute an, die damals in der Kristallnacht die Verantwortung gehabt hatten. [...] Ich seh mich noch mit den Kindern am Radio sitzen, wie er diesen großen Judenprozeß führte und seine Rede also in sehr großen Stücken wiedergegeben wurde.«³⁰⁹ Den Verfolgungsopfern – hier nur im heute befremdlich, schroff und diskriminierend klingenden Wort »Judenprozeß« erwähnt – widmete Solveig A. in ihrer Erzählung keinerlei Aufmerksamkeit. Sie sprach auch an keiner Stelle von Ungerechtigkeit oder Verbrechen. In ihrer Erzählung drückte sie einzig den Stolz auf ihren Mann und seine Leistungen sowie seine Standfestigkeit aus. Ihre Erzählung zu den zahlreichen Verhaftungen nach Kriegsende in ihrem Bekanntenkreis gibt jedoch einen Hinweis darauf, in welchem Umfeld Solveig A. und ihr Mann während der NS-Zeit verkehrten: »Und dann wurden sehr viele von unseren Bekannten gefangengenommen, kamen dann in die KZs, beklagten sich, aber ich meine, das waren auch an und für sich anständige Menschen, die das also, die bestimmt nichts Unrechtes [...] gemacht hatten.«³¹⁰ NS-Regime und Krieg erscheinen als äußere Faktoren, die die individuellen Lebensumstände potentiell genauso bedrohten oder beeinflussten wie die Verhaftungen und Entnazifizierungsverfahren der Alliierten. Das Wort »KZ« benutzte sie in ihrem Bericht an einer weiteren Stelle, jedoch auch hier nicht im Zusammenhang mit den Verfolgten im Nationalsozialismus, sondern in Bezug auf ihre eigene Lebenssituation in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Ein halbes Jahr lang hätten sie zusammen mit ihrer Mutter, ihren zwei Geschwistern und ihren eigenen Kindern in einer Wohnung leben müssen. Zu den beengten Verhältnissen sagte sie: »Das nannte mein Mann immer nur das Familien-KZ.«³¹¹ Der Bericht von Solveig A. zeigt ein-

306 Peggy P. SchauspielerIn und Sprachlehrerin, S. 108–109, S. 114–115, S. 121–122.

307 Ich untersuche in mehreren weiteren Kapiteln, welche Art Lebenserzählungen in der feministischen Erinnerungskultur dominierten und Resonanz erzeugten, siehe insbesondere Kapitel 4.3 und Kapitel 5.1.

308 Solveig A. 69 Jahre alt, Witwe eines Staatsanwalts in Bremen, vier Kinder, in: Runge: Frauen, S. 222–238, hier: S. 230.

309 Ebd., S. 235.

310 Ebd., S. 234–235.

311 Ebd., S. 234.

drucksvoll, wie eine Erzählung über das eigene tendenziell widerständige Verhalten im Nationalsozialismus – beziehungsweise das ihres Mannes, der einzig als Handelnder in der NS-Zeit hervortritt – vollständig ohne die Benennung von Verbrechen und Verfolgungsoptionen auskommt. Solveig A. erzählte die Biografie des moralisch integren Ehemannes, dessen skeptische bis ablehnende Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus sich praktisch nie gewandelt habe, obgleich er als Staatsanwalt eine exponierte Stellung innehatte. Nach dem Krieg habe er spät, aber endlich die Anerkennung erfahren, die ihm zugestanden habe.³¹² Solveig A. erfüllte dies mit Stolz und Genugtuung.

Von Begegnungen mit NS-Opfern erzählte nur eine Frau: Caroline H., Tochter eines schlesischen Großgrundbesitzers, wurde als Kriegsflüchtling 1945 zeitweise in der Nähe von Bergen-Belsen untergebracht. Dort habe sie miterlebt, wie »das Militär« das Konzentrationslager an »die Engländer« übergeben und damit einer durch die SS angekündigten Liquidierung zuvorgekommen sei. Die Wehrmacht habe so verhindert, dass »von den armen Teufeln nicht noch zum guten Schluß eine Masse erschossen worden ist.«³¹³ Die persönliche Begegnung mit den Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung schilderte sie als unangenehm: »Das war alles eigentlich komisch, diese geschorenen Gefangenen, die haben doch so abasierte Köpfe gehabt, und wie die sich gestritten haben: Alle wollten nur weiße Hemden, gestreifte nicht, und hellblau ist nicht schön und so.«³¹⁴ Die ehemaligen KZ-Häftlinge hätten sich aber hilfsbereit gezeigt, als sie gerade ihr Kind geboren hatte. In einer anderen Passage ihrer eindrücklichen Fluchtgeschichte erscheinen die befreiten Verfolgungsoptionen als Täter*innen: »Und dann sind wir über Berlin getreckt bis Westfalen. Und dort wurden dann 3 Wagen geplündert von diesen displaced peoples, wie dann der Krieg vorbei war, nicht. Teppiche, Porzellan, Bilder, Lebensmittel...«³¹⁵

Nur zwei Frauen äußerten mehr oder weniger deutlich Sympathie für den Nationalsozialismus. Die 43-jährige Bäuerin aus Kipfenberg (Bayern) Anna B. beschwerte sich im Zusammenhang ihrer schweren, alltäglichen Arbeit über Menschen, die »faulenzten«. Hitler hätte was gegen »Faulenzer« getan.³¹⁶ Anna B. muss ihre gesamte Jugend im Nationalsozialismus erlebt haben. Vermutlich war sie durch ihr Umfeld dahingehend geprägt, dass der Nationalsozialismus nachhaltig als positiv bewertet wurde, vielleicht weil die Familie zur NS-Zeit einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt hatte. Zudem waren

312 Die Identität des Staatsanwalts und seine Rolle in den Nachkriegsprozessen konnten leider nicht ermittelt werden.

313 Caroline H. 46 Jahre alt, verheiratet mit einem Bankdirektor, sieben Kinder, lebt bei Frankfurt, in: Runge: Frauen, S. 186–204, hier: S. 198. Diese Darstellung von Caroline H. deckt sich mit der Forschung zu Bergen-Belsen. Exemplarisch: Stiftung niedersächsische Gedenkstätten (Hg.): Bergen-Belsen. Kriegsgefangenenlager 1940–1945, Konzentrationslager 1943–1945, Displaced Persons Camp 1945–1950, Katalog der Dauerausstellung, Göttingen 2009, S. 253; Kolb, Eberhard: Bergen-Belsen. Vom »Aufenthaltslager« zum Konzentrationslager 1943–1945, 6. Auflage, Göttingen 2002, S. 51–56.

314 Caroline H. 46 Jahre alt, S. 199. Die ehemaligen KZ-Häftlinge wollten vermutlich keine gestreiften Hemden tragen, da diese sie an die gestreifte Häftlingskleidung erinnerten.

315 Ebd., S. 198.

316 Anna und Monika B. 43 und 16 Jahre alt, Mutter und Tochter, Bäuerinnen in Kipfenberg, in: Runge: Frauen, S. 141–151, hier: S. 150.

sie mit ihrer Landwirtschaft auf dem bayrischen Land von Kriegserlebnissen und -folgen weniger betroffen als die Stadtbevölkerung. Da Anna B. ihre gesamte Lebenserzählung als eine Anklage ob der schweren Lebens- und Arbeitsbedingungen als Bauersfrau formulierte, wundert es nicht, dass ihre Bezugnahme auf den Nationalsozialismus vollständig unreflektiert bleibt.

Die deutlichste Sympathie für den Nationalsozialismus äußerte Gertrud M. (Jahrgang 1931), die in einem wohlhabenden Beamtenhaushalt aufgewachsen war. Als Jugendliche habe sie das Kriegsende als große Enttäuschung erlebt: »Daß der Krieg verloren ging, hat einen natürlich schon getroffen, wenn man so 13, 14 ist, ich meine, man hatte ja damals noch einen gewissen, doch Idealismus, auch als junge Leute vor allem.«³¹⁷ An diesem schien sie ein Stück weit weiter festgehalten zu haben, so drückte sie ihre Faszination und Hochachtung für ehemalige Soldaten damit aus, und nannte als Grund, aus dem sie sich in ihren späteren Mann verliebt habe, der Offizier in der Wehrmacht gewesen sei: »Eigentlich hat er mir besonders gefallen, das ist vielleicht auch ein bisschen aus der Zeit zu erklären, daß man besonders Interesse an Leuten genommen hat, die 7 Jahre ihren Kopf für uns hingehalten haben und, sagen wir mal, die dann sich hingestellt haben und wieder von vorne angefangen haben.«³¹⁸ Ihren späteren Mann habe sie an der Universität kennengelernt, wo ihm jedoch aufgrund seiner Offiziersvergangenheit eine akademische Laufbahn verwehrt worden sei. In der weiteren Erzählung – sie und ihr Mann bauten erfolgreich ein Unternehmen auf – spielt die NS-Vergangenheit keine Rolle mehr.

In den Erzählungen der Frauen dominieren die Erläuterungen darüber, wie sie als Mädchen aufgewachsen waren, wie sie geschlechtlich sozialisiert wurden, wie ihre Berufsfindung und Familiengründung aussahen und ihr Verhältnis zu Vätern und Ehemännern war. Doch die konzentrierte Lektüre auf das Thema Nationalsozialismus hin liefert, wie gezeigt, erstaunlich reichhaltige und diverse Lebenserzählungen und Deutungen des Nationalsozialismus für die individuellen Lebensgeschichten. Neben den bemerkenswerten Berichten spezieller Erfahrungen steht eine größere Zahl derer, die als Jugendliche eine »normale« NS-Sozialisation durchmachten. Relativ viele der Erzählungen verweisen auf widerständiges Handeln, ablehnendes Reden über den Nationalsozialismus und frühere Mitgliedschaften in Verbänden oder Clubs im sozialdemokratischen oder liberalen Milieu.³¹⁹ Das kann eine typische Entlastungserzählung sein und darauf verweisen, was die Erzählerinnen im Kontext einer Veröffentlichung für ein Lesepublikum als sozial erwünscht vermuteten, was sie demnach im Rahmen der öffentlichen Erinnerungskultur als sagbar und erzählenswert erachteten. Die Bezugnahme auf tendenziell widerständige Gedanken und Handlungen verweist auch auf Mechanismen

317 Gertrud M. 38 Jahre alt, Unternehmerin in München. Verheiratet mit einem Unternehmer, vier Kinder, in: Runge: Frauen, S. 84–97, hier: S. 85.

318 Ebd., S. 93.

319 Mathilde N. 46 Jahre alt, gelernte Verkäuferin, jetzt Angestellte im Landratsamt und zweite Bürgermeisterin von Miesbach. Mitglied der SPD. Verheiratet mit einem Buchhalter, in: Runge: Frauen, S. 165–185; Helga S. 19 Jahre alt, Büroangestellte aus Dortmund, Mitglied der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend (SDAJ). Vater Maurerpolier, Mutter Hausfrau, in: Runge: Frauen, S. 14–30; Christa C. 26 Jahre alt, Studentin der politischen Wissenschaften in Berlin. Verheiratet mit einem Wissenschaftler, ein Kind, in: Runge: Frauen, S. 31–47.

des Familiengedächtnisses. Demnach werden Erzählungen und Identitäten von Familienmitgliedern oftmals selektiv erinnert und den entlastenden Elementen ihrer Lebensgeschichte in der Weitererzählung der nächsten Generation eine überhöhende Bedeutung verliehen.³²⁰ Es ist jedoch auch zu vermuten, dass die Auswahl ihrer Interviewpartnerinnen von Erika Runge einen Ausschlag dahingehend hatte. Runge war mit der auch als Buch veröffentlichten Radio-Reportage »Bottroper Protokolle« über Bewohner*innen der Zechenstadt Bottrop im Ruhrgebiet bekannt geworden.³²¹ In der politisierten Arbeiterschaft der Weimarer Republik waren Mitgliedschaften in Parteien und Vereinen aus dem kommunistischen, sozialdemokratischen und reformerischen Spektrum weit verbreitet.

In ganz ähnlichem Stil wie Runges »Frauen« erschien 1971 die erste gebundene Publikation von Alice Schwarzer (geb. 1942), die als Journalistin und Initiatorin der bundesweiten Kampagne gegen das Abtreibungsverbot in den nächsten Jahren innerhalb und außerhalb der feministischen Bewegung bekannt wurde. In dem Buch »Frauen gegen den § 218 – 18 Protokolle«³²² veröffentlichte Schwarzer die autobiografischen Erzählungen von achtzehn Frauen. In diesen Interviews, die in verdichtete Monologe transformiert waren, lag der erklärte Schwerpunkt auf den Schwangerschafts- und Abtreibungserfahrungen der Berichtenden.

Auch diese Lektüre offenbart das erzählerische Muster, nach dem die eigene Herkunft – das Elternhaus, Berufe der Eltern, insbesondere des Vaters, geografische Herkunft – zumeist als Einleitung in die eigene Lebensgeschichte diente. Diese fallen hier jedoch weitaus knapper aus als in der Publikation von Erika Runge und einige beginnen auch erst mit den ersten sexuellen Erlebnissen als Jugendliche. Danach berichteten die Frauen überwiegend chronologisch weiter. Dabei stellten die Erzählerinnen ihre persönliche Entwicklung in den Zusammenhang ihrer Entscheidungen hinsichtlich Familiengründung und der Erfahrung von ungewollten Schwangerschaften und Abtreibungen. Sechs der 18 Frauen nahmen in ihrer Herkunftsbeschreibung knapp Bezug auf den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit. Sie erwähnen Kriegsgefangenschaft oder Tod des Vaters als Soldat, Umsiedelung oder den Verlust der eigenen Mutter im Krieg. Diese lebens einschneidenden Ereignisse schilderten sie oft in nur einem Satz und eher beiläufig, wie die 30-jährige Susanne L., die über das Verhältnis zu ihrem Ziehvater berichtete: »Er ist mein Stiefvater, mein richtiger Vater ist gefallen, und meine Mutter hat dann 1948 wieder geheiratet.«³²³ Ähnlich die gleichaltrige Friederike B., die den Verlust des eigenen Vaters in einen Zusammenhang mit ihrer guten Beziehung zu Männern stellte: »Mein Vater ist in einem russischen Konzentrationslager umgekommen. Meine Mutter hat sehr an ihm gehangen und immer nur Gutes über meinen Vater geredet. Ich habe

320 Jensen: Geschichte machen, S. 380; Welzer/Moller/Tschuggnall: »Opa war kein Nazi«, S. 44–88.

321 Runge, Erika: Bottroper Protokolle, Frankfurt a.M. 1968.

322 Schwarzer: Frauen gegen den § 218.

323 Susanne L., 30 Jahre, Dolmetscherin, Berlin, in: Schwarzer: Frauen gegen den § 218, S. 67–73, hier: S. 67.

daher ein recht gutes Verhältnis zu Männern.«³²⁴ Hier ist der Begriff »Konzentrationslager« für – vermutlich – ein russisches Kriegsgefangenen- oder Arbeitslager auffällig, da Friederike B. somit die geläufige Bezeichnung der deutschen Konzentrationslager übertrug. Wie in diesen Beispielen veranschaulicht, finden das Kriegsende und seine Folgen in den Lebenserzählungen von Schwarzer Band nur in einem Drittel der Berichte überhaupt Erwähnung. Die berichtenden Frauen waren zwar überwiegend jung, jedoch sind nur drei von ihnen nach 1945 geboren.³²⁵ Eigene Erinnerungen an den Krieg spielten in diesen Berichten überhaupt keine Rolle, auch nicht bei den in etwa 1928 bis 1935 Geborenen. Die meisten der Frauen waren außerdem zu jung, um noch im BDM sozialisiert worden zu sein. Im Gegensatz zu den autobiografischen Berichten im Band »Frauen« von Erika Runge fallen die von Alice Schwarzer veröffentlichten auch deutlich kürzer aus: Der kürzeste umfasst nur drei, der längste Bericht 13 Seiten.

Die protokollierte Erzählung der Anette M. aus Dortmund fällt aus diesem Muster deutlich heraus. Sie war mit 55 Jahren die älteste der Interviewten. 1939 hatte sie ihr erstes von sechs Kindern bekommen, somit gehörte Anette M. zu der Elterngeneration der »68er-Generation«. Sie ist die einzige der portraitierten Frauen, die als Erwachsene den Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg miterlebt hatte, was in ihrer Erzählung den konstanten Bezugsrahmen bildet. Bei der vierten Schwangerschaft habe sie eine Abtreibung vornehmen lassen. Sie berichtete über die damalige medizinische Beratung:

»Der Arzt hat mir dann einen Vortrag gehalten über Moral, Werte, Erhaltung der Volkssubstanz, eben all diese Dinge. Es gibt ja auch heute schon wieder Leute, die so etwas erzählen. [...] Ich wußte, daß damals sogar die Todesstrafe auf Abtreibung stand, aber ich habe es trotzdem getan und würde es sofort wieder tun.«³²⁶

Hinsichtlich der (rassistischen) NS-Familienpolitik äußerte sie sich betont abfällig. Indem sie eine Abtreibung hat durchführen lassen, erschien Anette M. in dieser Erzählung als gegenüber dem NS-Regime widerständig Handelnde. Sie nahm in ihrer Kritik an den Gründen gegen eine Abtreibung sogar Bezug zur Gegenwart, indem sie Aussagen von zeitgenössischen Abtreibungsgegner*innen mit denen des Arztes verglich, der sie im Sinne der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik beraten hatte. Diese Kritik am NS-Regime bezog sie jedoch nicht auf andere Lebensbereiche, etwa ihre Berufsbiografie. Denn 1943 meldete sich Anette M. freiwillig zum »Nachrichtendienst«, also zu einer Tätigkeit in der Besatzungsadministration des nationalsozialistischen Staates. Sie erklärte diese Entscheidung mit ihrer persönlichen Neugier und ihrem Verlangen nach Freiheit. Damit stellte sie sich als eine emanzipierte Frau dar, die zur Selbstverwirklichung einen Beruf ergreifen wollte und offen für neue Erfahrungen war:

324 Friederike B., 30 Jahre, 1 Kind, geschieden, Kontakterin, Düsseldorf, in: Schwarzer: Frauen gegen den § 218, S. 78–81, hier: S. 78.

325 Anhand des Alters geschätzte Geburtsjahrgänge der vor 1945 Geborenen (in der Annahme, dass die Altersangaben zu den Interviews zum Zeitpunkt der Veröffentlichung 1971 korrekt waren): 1916, 1928, 1933, 1935, 1936, 1939, 1941, 1943, 1944.

326 Anette M., 55 Jahre, 6 Kinder, verheiratet, Telefonistin; Ehemann: Angestellter, Dortmund, in: Schwarzer: Frauen gegen den § 218, S. 53–60, hier: S. 54–55.

»Meine Kinder waren ja bei unserer Frau gut aufgehoben, und ich wollte raus, wollte eine Aufgabe haben, wollte wissen, was in der Welt geschah. Immer schon habe ich davon geträumt, Telefonistin zu werden. Das Telefon war für uns eben Symbol für allen Fortschritt und für die weite Welt.«³²⁷

Vom Krieg erzählenswert blieb für sie noch eine Episode eines versuchten Treffens mit ihrem Mann in Frankreich, als sie selbst dort als Telefonistin eingesetzt wurde: »Ich kam zuerst nach Rußland, dann nach Bordeaux in Frankreich. Mein Mann war zu der Zeit in der Normandie, und drei Stunden nach meiner Ankunft dort hatte ich die Feldpostadresse meines Mannes aufgestöbert. Zum Treffen kam es dann nicht mehr wegen der Invasion.«³²⁸ Diese Anekdote steht inhaltlich in dem Zusammenhang der Beschreibung des guten Verhältnisses der Eheleute, das von einem gegenseitigen sexuellen Verlangen für einander geprägt gewesen sei, was sie in ihrem Bericht an mehreren Stellen betonte. Das Kriegsgeschehen und ihre Rolle als Angehörige der deutschen Besatzungsmacht erwähnte sie nur beiläufig. Auch die für sie persönlich dramatischen Kriegsfolgen schilderte Anette M. kurz und prägnant und stellte sie nicht in den Zusammenhang ihrer persönlichen Handlungen als Beteiligte des nationalsozialistischen Angriffskriegs:

»Bis Ende des Krieges war ich in der Tschechoslowakei und kam dann als Kriegsgefangene nach Bayern. Da wurde ich in Ingolstadt entlassen. Die Kinder fand ich nach monatelangem Suchen über das Rote Kreuz. Mein Mann kam erst 48 aus englischer Kriegsgefangenschaft. Zwei Jahre lang hatte ich überhaupt keine Nachricht von ihm.«³²⁹

Die Nachkriegszeit war für das Paar, das sich in den 1940er Jahren immerhin ein Kindermädchen hatte leisten können, offenbar von sozialem Abstieg und örtlicher Neuorientierung gekennzeichnet. Diese Situation erwähnte Anette M. wiederum nur als Nebeninformation in ihrem Bericht über eine erneute Schwangerschaft: »Unser Sohn ist dann erst 50 geboren. Ich habe damals versucht, am Anfang die Schwangerschaft zu unterbrechen. Aber wir hatten ja überhaupt keine Beziehungen, kannten niemanden und hatten auch kein Geld.«³³⁰

Die Lebensgeschichte von Anette M. muss explizit in den historischen Zusammenhang eingeordnet werden. Sie selbst deutete nur an, im Rahmen welcher Bedingungen sie ihre Entscheidungen traf. Diese sind maßgeblich vom NS-Staat und dem Kriegsgeschehen beeinflusst, wozu sie sich jedoch an keiner Stelle deutlich positionierte. Da die Publikation der »18 Protokolle« keine individuelle Einordnung der Erzählungen vorsah, bleibt Anette M.s Erzählung unkommentiert neben denen der anderen Frauen stehen, die den Nationalsozialismus nicht als Erwachsene erlebt haben. Aus heutiger Perspektive ist das problematisch, da auch die Entscheidung zur Abtreibung, aber auch die vorgebrachte berufliche Selbstverwirklichung in einem völlig anderen lebensweltlichen Kon-

327 Ebd., S. 56. Den Ausdruck »bei unserer Frau« interpretiere ich als Bezeichnung eines Kindermädchens.

328 Ebd.

329 Ebd.

330 Ebd., S. 56–57.

text einzuordnen sind. In dem Zusammenhang der Veröffentlichung ist es legitim, dass das Thema der Verhütung von Schwangerschaften und Abtreibungen im Vordergrund stehen. Doch ist es bemerkenswert, wie sich die Geschichte von Anette M. in den Reigen der Protokolle von Alice Schwarzer einreicht, ohne dass sie explizit historisch verortet wird. Der Fokus auf das weibliche Erleben schränkte in diesem Fall die Sicht auf die historischen Bedingungen ein, stellte die Erfahrungen jedoch in einen asynchronen Vergleich zur zeitgenössischen Situation.

Die beiden frühen und prominenten Veröffentlichungen von Frauenbiografien zeigen, dass die nationalsozialistische Vergangenheit in vielen Fällen mitverhandelt werden musste. Die Erzählerinnen flochten ihn unterschiedlich in ihre autobiografischen Berichte ein, maßen ihm unterschiedliche Bedeutung zu und bewerteten seine Einflüsse auf ihre Leben unterschiedlich. In mehreren Fällen strukturierte die Erfahrung des Nationalsozialismus ihre Lebenserzählung sehr stark, etwa im Falle von Solveig A., für deren Ehemann sich der Umgang mit dem Nationalsozialismus als zentrale Frage seines Lebens darstellte, mit dem sie sich offenbar stark identifizierte. Hervorzuheben sind die Erzählungen von Peggy P. als jüdisch Verfolgte sowie von Grete T., die aufgrund ihres Widerstands in Haft war.

Der Großteil der Erzählungen nahm den Nationalsozialismus jedoch nicht als Kernpunkt ihrer biografischen Prägung. Während die hervorzuhebenden Biografien eher als exzeptionell erscheinen, da sie in ihren Besonderheiten kein breites Identifikationsangebot machen konnten, dienten hierzu die anderen Erzählungen, die eher einem Durchschnitt entsprachen – in dem Sinne, dass sie keinen außergewöhnlichen Prägungen (wie als ehemals Verfolgte marginalisiert zu werden) unterlagen. Die NS-Vergangenheit oder ihre Folgen kommen in der Mehrzahl der Berichte der jüngeren Frauen als historische Voraussetzung vor. In den wenigen der Interviews mit älteren Frauen treten die Erzählerinnen als aktiv Handelnde während des NS-Regimes hervor. Von einer möglichen Rezeption dieser biografischen Erzählungen abgesehen, zeigen die beiden Bände, dass der Nationalsozialismus in einer biografische Selbsterzählung in den 1960er und frühen 1970er Jahren in den meisten Fällen mitbehandelt werden musste.

Diese Erzählungen stehen im Zusammenhang des identitätspolitischen Konzepts »des Sichtbarmachens weiblicher Biographien«.³³¹ Das heißt – und die Schwerpunkte in den Berichten zeigen dies – im Kern war es die ›weibliche‹ Lebenserzählung, die gefragt war. So standen im Runge-Band explizit die Fragen nach einer spezifisch weiblichen Sozialisation, nach dem Verhältnis zu Vätern und (Ehe-)Männern, die Sexualerziehung in der Familie und die Herausforderungen sowie Entscheidungen hinsichtlich Erwerbstätigkeit und Familien-Hausarbeit im Vordergrund. In der Veröffentlichung von Alice Schwarzer lag der Fokus stark zugespitzt auf Sexualität und Abtreibungserfahrungen. Diese Perspektive, erklärtermaßen ›weiblich‹, radikal subjektiv und auf der feministischen Selbstverständigung und Selbsterfahrung basiert, ist entscheidend und neu.³³²

331 Thon: Frauenbewegung im Wandel der Generationen, S. 89.

332 Holland-Cunz: Die alte neue Frauenfrage, S. 142–144.

Dieses feministische Anliegen dynamisierte auch literarische und kulturelle Ausdruckformen. Diese sollten »die Sprachlosigkeit von Frauen [...] überwinden«,³³³ sie probierten unterschiedliche künstlerische, musische und literarische Techniken aus. In den Räumen und im Umkreis der feministischen Bewegung entstand ein diverses kulturelles Angebot hierzu. Von großer Reichweite waren etwa sogenannte Treffen schreibender Frauen, ein weiteres Zeugnis des feministischen Anliegens, Frauenbiografien und eigene Erfahrungen »für erzählens- oder gar aufschreibenswert«³³⁴ zu halten. Sogar der als marxistische Schulungsgruppe konzipierte Sozialistische Frauenbund West-Berlin (SFB) praktizierte – allerdings erst gegen Ende der 1970er Jahre – die sogenannte »Erinnerungsarbeit«. Nach dieser von der im SFB führenden Theoretikerin Frigga Haug entwickelten Methode³³⁵ schrieben Frauen ihre eigenen Lebensgeschichten in der dritten Person auf, denn: »Solange Frauen in der Ich-Form erzählen, werden die Geschichten ganz kurz – weil über sich redet man nicht lang. Schreiben Frauen aber als ›Fremde‹ über sich, wird erklärungsbedürftig, wer sie sind. Die Geschichten werden damit wesentlich genauer und länger.«³³⁶

Die Suche nach und die Veröffentlichung von Frauenbiografien war also ein umfassendes Unterfangen: Es betraf Frauen individuell, es ging um ihre eigenen Lebensgeschichten, aber auch um die Wahrnehmungen durch andere. Aus dem Erkennen des Eigenen im Anderen entstand die Kollektivbildung. Sie hatten auch ein großes Interesse an anderen Frauen, deren Leben sie ebenso wie ihre eigenen als *Frauenbiografien* verstanden. Die Haltung des Empathischen, Kollektivistischen und Identifikatorischen – mit dieser Grundhaltung begegneten die Frauen auch ›anderen Frauen‹ in historischer Perspektive. Die Soziologin und feministische Theoretikerin Maria Mies schrieb 1982: »*Erforschung und Kenntnis der Geschichte ist notwendig zur Identitätsfindung*. Diesen Satz beziehe ich sowohl auf die einzelne Frau als auch auf uns Frauen allgemein.«³³⁷ Biografische Erzählungen über oder von historischen Frauen hielten Identifikationsangebote für die Nachgeborenen bereit. Die Bezugnahme auf historische Vorbilder hatte einen stabilisierenden und orientierenden Wert für die jungen Feministinnen. Die sich ab Mitte der 1970er Jahre etablierende feministische Semiöffentlichkeit wurde – ausgehend von der

333 Schulz: Der lange Atem der Provokation, S. 207–208.

334 Hochgeschurz, Marianne: Die Siebziger und Achtziger Jahre, in: dies./Annette Kuhn/Marianne Pitzen (Hg.): Politeia. Szenarien aus der deutschen Geschichte nach 1945 aus Frauensicht, 2. Auflage, Bonn 1999, S. 154–167, hier: S. 163. Ab 1976 fanden regelmäßig Treffen »schreibender Frauen« statt, vgl. Schulz: Der lange Atem der Provokation, S. 208.

335 Die Methode hat im Kern starke Ähnlichkeiten mit dem *consciousness raising*, das in autonomen Gruppen schon ab Anfang der 1970er Jahre praktiziert wurde. Auch Haug's Erinnerungsarbeit zielte darauf, von der individuellen Biografie auf strukturelle Ursachen von (Frauen-)Unterdrückung zu schließen. Haugs Methode war auch insofern ein kollektiver Prozess, als die niedergeschriebenen Lebensgeschichten im Plenum von mehreren Teilnehmerinnen besprochen wurden. Sie bediente sich jedoch des Schreibens anstelle des im CR praktizierten Erzählens und des Perspektivwechsels, die eigene Biografie in der dritten Person zu verfassen, vgl. Erinnerungsarbeit und die Langeweile in der Ökonomie, in: Haug, Frigga: Erinnerungsarbeit, Hamburg 1990, S. 42–83.

336 Perincioli: Berlin wird feministisch, S. 164. Zitat Frigga Haug im Interview mit Cristina Perincioli.

337 Mies, Maria: Weibliche Lebensgeschichte und Zeitgeschichte, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 7 (1982), S. 54–60, hier: S. 54. Hervorhebung im Original.

›Selbsterfahrung‹ zu Beginn des Jahrzehnts – zum wichtigen Ort der historischen Selbstverständigung der Feministinnen.

2.3 Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich zunächst eine Orientierung über die Herkunft der Protagonistinnen der westdeutschen autonomen Frauenbewegung gegeben. Diese konnten nur unter bestimmten Voraussetzungen Erinnerung an den Nationalsozialismus verhandeln. Diese Voraussetzungen waren erstens an ihre Sozialisierung gebunden. Ich habe aufgezeigt, dass die Generationslage, die Erfahrungen als Kinder der Nachkriegszeit, die Bildungsexpansion und die öffentliche kritische Bewusstseinsbildung zum Nationalsozialismus seit den 1950er Jahren bedingte, wie Feministinnen den Nationalsozialismus einordneten. Erinnerungen von Aktivist*innen haben Aufschluss darüber gegeben, wie sie Jahrzehnte später das Verhältnis zu ihren Eltern und das gemeinsame Sprechen über die NS-Vergangenheit erinnern und bewerten. Zudem ist deutlich geworden, dass im Kontext einer ›68er-Biografie‹ die Auseinandersetzung mit den Eltern und dem Nationalsozialismus als identitätsstiftende Bezugsgrößen dazugehören. Dabei zeigte sich eine mögliche Bandbreite von konflikt- und vorwurfsvollen Auseinandersetzungen mit den Eltern über eine Vermeidung des Gesprächs über die NS-Vergangenheit bis hin zu einem harmonischen Miteinander, in dem etwaige Beteiligung der Eltern am Regime nicht in Rede stand.

Zweitens war die Politisierung der Feministinnen in der Studentenbewegung bedeutend, deren Protestrhetorik und Theoriedebatten sich vielfach auf den Nationalsozialismus bezogen. Neben die Anklage einzelner NS-belasteter Personen trat eine pauschale ›Faschismus-Kritik‹ aus der linken Gegenwartsanalyse heraus, die zunehmend unkonkret und symbolisch gegen politische Gegner*innen gerichtet wurde. Die konkrete Analyse der NS-Vergangenheit blieb zugunsten der Ausrichtung auf die damals gegenwärtige und zukünftige Generation – so gezeigt anhand der antiautoritären Erziehung und Sexualitätsdebatte – weitgehend aus oder verlagerte sich in das theoretische Feld.

Einen weiteren Blick habe ich auf die Praktiken der neuen Frauenbewegung geworfen, die für die feministische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus essenziell waren. Diese überschritten sich in Teilen mit der Alltagskultur des alternativen Milieus. Die Feministinnen schufen zur Kommunikation nach innen und außen Gesprächsräume und Medien, in denen weibliche Erfahrungen und Biografien erzählt und ausgehandelt wurden. Der Umgang mit den Medien spielte für die Frauenbewegung, die sich mit ihren Aktionen bewusst an eine breite Öffentlichkeit wandte, eine bedeutende Rolle. ›Schlechte Erfahrungen‹ mit Medienberichten über die Bewegung gaben Anlass, gezielter zu steuern und selbst zu verantworten, wie feministische Gruppen sich und ihre Anliegen medial repräsentierten. Anschließend an die Diskurse und Praktiken innerhalb der Studentenbewegung und des Alternativmilieus entwickelten mehrere Feministinnen ihre eigenen Publikationsorgane. Die Aktivistinnen diskutierten über Einheitlichkeit im Gegensatz zur Vielfalt der Bewegung und ein etwaiges Zielpublikum, das mit diesen Bewegungsmedien aktiv angesprochen werden sollte, was ich anhand des ersten überregionalen Projekts einer Bewegungszeitschrift aufzeigen konnte.

Für die feministische Öffentlichkeit habe ich ihr besonderes Potential für eine spezifische erinnerungskulturelle Praxis herausgestellt. Subjektivierung spielte in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in zweierlei Hinsicht eine Rolle: Die subjektive, selbstermächtigende Auseinandersetzung mit Geschichte erforderte erstens Eigeninitiative. Dafür griffen Feministinnen auf bereits in der Studentenbewegung erprobte Praktiken zurück; das Lernen und Diskutieren in kleinen Gruppen mit intuitiver Informationsbeschaffung. Zweitens lenkte die feministische Praxis der Selbsterfahrung (*consciousness raising*) den Blick von der theoretischen Auseinandersetzung weg und auf das Subjekt zurück. Die eigene Herkunft und die Auseinandersetzung mit der eigenen familiären Prägung waren Bestandteil der feministischen Bewusstwerdung. Anhand einzelner Beispiele aus feministischen Gesprächsgruppen und anhand dokumentarischer Literatur zu Frauenbiografien habe ich das Potential dieser individuellen Auseinandersetzung für die Thematisierung des Nationalsozialismus aufgezeigt. Die NS-Vergangenheit kam dabei aufgrund der Generationenlage unvermeidlich zur Sprache. Frauen konnten in diesen Gesprächen über ihre (Familien-)Biografien also potentiell darüber sprechen, was sie selbst oder ihre Eltern zur NS-Zeit erlebt und getan hatten und welche Auswirkungen dies auf ihre Familie hatte.

Hinsichtlich der feministischen Praxis der Selbsterfahrung konnte ich an Beispielen herausarbeiten, dass die CR-Methode homogenisierende Momente hat. In den feministischen Gesprächsgruppen ergab sich ein Spannungsverhältnis von erwünschter identifikatorischer Kollektivität bei gleichzeitiger (ebenso erwünschter) Anerkennung der Einzelnen. Dieser Effekt wird in meiner weiteren Untersuchung der feministischen Erinnerungskultur noch eine wichtige Rolle spielen.

